Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 21 — Gotha, 3. November 1928 — 42. Jahrgang

Inhalt: Gebet einer Lehrerin [Sp. 993] — Monarchie oder Republik? [Sp. 994] — Staatsgesinnung und Staatskunde [Sp. 1004] — Der Glaube als Wagnis [Sp. 1008] — Die neue Geschichte der Ethik [Sp. 1010] — Friedrich Albert Lange und die Kulturkrisis der Gegenwart [Sp. 1015] — Helene Langes Kampfzeiten [Sp. 1020] — Jesus und die Jugend [Sp. 1024] — Berufswünsche der Jugend an höheren Schulen [Sp. 1024] — Ernst Barlach [Sp. 1027] — Isländisches. Schluß [Sp. 1031] — Der zweite Deutsche Theologentag [Sp. 1033] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1034] — Religionsgeschichtliches und Alttestamentliches [Sp. 1036] — Bücher und Schriften: Apophthegmata (Bousset); Stufen der Lebensgestaltung (Unruh); Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot (Zechlin); Warum haben wir den Krieg verloren? Unsere Niederlage am Weltkrieg, Die Heerführer Deutschlands und der Alkohol im Kriege (Schmidt); Das Christentum als Religion, als Sittlichkeit, als Weltanschauung (Kastan) [Sp. 1041] — Verschiedenes: [Sp. 1044] — Versammlungskalender [Sp. 1044] — Anzeigen

Gebet einer Lehrerin

Herr, der du lehrtest, vergib, daß ich Lehrerin bin! Vergib, daß ich meistern will, da du auf Erden Meister warst!

Gib, daß ich einzig meine Schule liebe, und daß mir auch meine Sehnsucht nach Schönheit keinen Augenblick diese Liebe raube!

Meister: gib, daß mein Eifer dauerhaft sei, und daß meine Enttäuschungen vorübergehen! Nimm von mir das unheilige Verlangen nach Gerechtigkeit, das meine Seele immer noch verfinstert, und das böse Widerstreben, das in mir wach wird, wenn man mich kränkt! Gib, daß mich Verständnislosigkeit nicht schmerzt, und daß es mich nicht betrübt, wenn meine Schüler mich vergessen!

Gib, daß ich mehr Mutter bin als andere Mütter, damit ich mütterlich lieben und schützen kann, was nicht Fleisch von meinem Fleisch ist! Gib, daß ich aus einem meiner Kinder mein vollendetstes Gedicht machen kann, und daß mein ergreifendstes Lied ihm eingeprägt bleibt, wenn meine Lippen nicht mehr singen können!

Zeige mir, daß dein Evangelium in meinen Tagen lebendig ist, damit ich nicht müde werde in dem täglichen, stündlichen Kampfe dafür!

Laß auf meiner Schule für Kinder des Volkes den hellen Glanz ruhen, der dein Gefolge barfüßiger Kinder umgab!

Mach mich stark, wenn ich als Frau, als arme Frau schwach werden will! Laß mich jede Macht verschmähen, die nicht rein ist, und jeden Druck vermeiden, der nicht aus deinem Willen stammt: er durchglühe mein ganzes Leben!

Freund: geleite mich, halte mich! Oft werde ich nur dich an meiner Seite haben. Denn je reiner meine Lehre sein wird und je brennender mein Wahrheitseifer, desto fremder werde ich der Welt sein. Dann nimm mich an dein Herz, das so viel Einsamkeit und Schutzlosigkeit erfahren hat! Nur in deinem Blick will ich die Süßigkeit des Lobes suchen.

Gib mir Schlichtheit und Tiefe; verhüte, daß ich in meiner Arbeit verworren oder platt werde!

Gib, daß ich meinen Sinn von meinem wunden Herzen abwende, wenn ich Morgens in meine Schule trete, daß ich die kleinen Sorgen des Lebens und die Schmerzen des Alltags nicht mit an meinen Arbeitstisch nehme!

Mach meine Hand leicht, wenn sie straft, und sanft, wenn sie streichelt! Wenn ich rüge, so laß es mir wehtun, damit ich weiß, daß ich aus Liebe tadle!

Fülle meine Schule mit Geist! Laß die Flamme meiner Hingabe ihre ärmlichen Räume durchlodern! Meine Seele sei ihre festeste Stütze, und mein guter Wille vergolde sie prächtiger als alle schimmernden Schulen der Reichen!

Und endlich lehre mich mit jenem blassen Bilde des Velasquez, daß Lehren und Lieben auf Erden heißt: bis zum letzten Tage des Lebens die Lanze des Longinus im lieberfüllten Herzen spüren!

Chile — Gabriele Mistral

(Aus dem Spanischen von G H Neuendorff)

Monarchie oder Republik?

Zum 9. November

Die Zeit liegt noch nicht lange zurück, da der Gedanke, die Republik in den Kreisen des akademischen Deutschlands durch Organisationen wie republikanische Hochschullehrer- oder Richtervereinigungen zu festigen, bei der weit überwiegenden Mehrzahl akademisch gebildeter deutscher Patrioten auf einen leidenschaftlich empfundenen und moralisch stark betonten Widerstand stieß. Und als Kahl in seiner freimütigen Weise dem republikanischen Richterbunde seine grundsätzliche Sympathie aussprach und zusammen mit seinem Berufsgenossen Graf Dohna auf dem republikanischen Hochschullehrertage erschien, wird so mancher, der diese Namen mit Achtung zu begrüßen gewohnt war, von dem Gefühl beschlichen worden sein:

Es tut mir in der Seele weh,
Daß ich Dich in der Gesellschaft seh!

Seitdem sind einige Jahre ins Land gegangen, in denen die politisch rechts gerichteten Kreise sich im Interesse einer Beruhigung und Konsolidierung unseres Staatswesens einem gewissermaßen stillschweigenden Abkommen unterworfen haben, die Propaganda für den monarchischen Gedanken zurückzustellen und auf günstigere Zeiten zu vertagen. Diese Stille ist zwar mitunter in einer Weise, die nicht immer als psychologisch geschickt und politisch klug bezeichnet werden kann, von dem Drängen und Drohen begeisterter und — fast möchte man sagen — fanatisierter Überzeugungsrepublikaner, für deren Ungeduld die Weltgeschichte zu langsam fortschritt, gestört worden. Sie hat aber auch zu einer gewissen Beruhigung und Entspannung der gegensätzlichen Empfindungen ausgereicht und einer rückschauenden Besinnlichkeit Raum gewährt, die nachgerade, da der Tag der zehnjährigen Wiederkehr des Sturzes der Monarchie herannaht, zu einem Entwicklungsabschluß im politischen Empfinden des deutschen Volkes ausgereift zu sein scheint.

Drei Faktoren haben in dieser Stille ihre Arbeit zu Gunsten des republikanischen Gedankens getan:

Die Monarchisten haben ihren Hindenburg zum Präsidenten der von ihnen abgelehnten Republik gemacht. Dieser von ganz Deutschland verehrte, von der ganzen Welt geachtete Mann ist nun durch seine Persönlichkeit und durch die Ruhe, Würde und Hoheit, mit der er sein Amt verwaltet, zu einem Beschützer und Förderer der Republik geworden, wie das Schutzgesetze oder Verwaltungsmaximen niemals annähernd so wirksam hätten werden können. Durch sein Beispiel ist die Infamierung des republikanischen Gedankens im moralischen Bewußtsein des deutschen Beamtentums und des deutschen Offizierstandes überwunden worden. Der einst vom Bischof Faulhaber unter dem leidenschaftlichen Beifall der gesamten

Presse der Rechten proklamierte Gedanke, daß der neue Staat ein aus Meineid und Verrat entsprungenes Teufelswerk sei, an dem fördernd mitzuarbeiten einem ehrliebenden deutschen Christenmenschen sittlich unmöglich sei, ist heute bis in die kleinen und einflußlosen Kreise der alldeutsch-völkischen Radikaloppositon zurückgedrängt und hat der wahrhaft vaterländisch empfundenen Parole: Hinein in den Staat! Platz gemacht.

Und diese Tat Hindenburgs hat nun in einem Zweiten ihre Frucht getragen: das deutsche Volk hat seinen Glauben an den Wiederaufstieg des Vaterlandes auch in der neuen Staatsform wiedergefunden. Der moralische Aufstieg Deutschlands zu einem gleichberechtigten und wieder uneingeschränkt geachteten Mitgliede im Rate der Nationen wird von allen besonnen und billig urteilenden Kreisen im Lande gewürdigt. Diese Position der Welt begründet weiter die Hoffnung zu einer innerpolitischen und wirtschaftlichen Gesundung, deren Anfänge trotz aller unerfüllten Desiderien bei der durch das Ausmaß der Kriegsniederlage gebotenen Bescheidenheit der Ansprüche immer weiteren Kreisen ruhig urteilender Menschen deutlich sichtbar werden.

Ein Drittes endlich ist durch den Streit um den Abgeordneten Lambach plötzlich zu Tage getreten. Die Losung, von der Frage der Staatsform eine Zeit lang nicht zu reden, ist ohne Rücksicht auf ihre natürliche Wirkung der heranwachsenden Generation gegenüber ausgegeben worden. Man kann nicht einer Jugend, die vom Glanze der Monarchie nur aus der Schulstunde verblassende Geschichtskunde, von dem Zusammenbruche der Monarchie aber aus dem Streite der Erwachsenen ein Bild in grellen Farben vor Augen stehen sieht, die Liebe zur Monarchie ins Herz pflanzen, wenn man sich verabredet, das Problem Monarchie oder Republik zurückzustellen und darüber beharrlich stillzuschweigen. So ist unserer neudeutschen Jugend, ehe wir's uns versahen, das Zeitalter der deutschen Monarchie zu einer in die Geschichte versunkenen Epoche geworden, die von allerlei Romantik umsponnen ist, in der der kritische Geist der jungen Köpfe von heute bereits einen verdächtig legendenhaften Einschlag wittert.

Über diese drei Faktoren hinaus aber haben tiefer im Untergrunde des Volksbewußtseins wirkende Kräfte langsam ihr Werk getan. Der unserer Eltern- und Großeltern-generation noch selbstverständliche Glaube an einen tiefen religiösen Sinn des Gottesgnadentums ist mehr und mehr verblaßt. Das ist zunächst eine Teilerscheinung einer allgemeinen geistigen Umwandlung, die sich in einer zunehmenden Abkehr des heutigen Menschen von den religiösen Überlieferungen unserer Kirchen darstellt. Die Trennung der Kirchen vom Staate hat diese Entwicklung nicht geschaffen, sondern zum Abschluß gebracht und staatsrechtlich besiegelt. Die Zeit, der Thron und Altar als die untrennbar zusammengehörigen geheiligten Stützen eines sittlich gesunden Staatswesens galten, liegt hinter uns. Der heutige Staat trägt den Charakter religiöser Neutralität, Indifferenz und Abstinenz. Das aber konnte auf die innere Stellung der Staatsbürger zur Religion nicht ohne Rückwirkung bleiben. Das religiöse Leben ist in kleinere, vom großen Ganzen des Volkes immer deutlicher unterscheidbare Kreise zurückgewichen, in denen es wohl um so lebhafter pulsiert und nach neuen Formen ringt, ohne aber auf das Ganze des Staatslebens den Einfluß festhalten zu können, der uns früher das Recht gab, mit Stolz von einem christlichen Staate zu reden. Auf der Seite des evangelischen Volksteils kommt hinzu, daß das Auseinandertreten religiös-kirchlicher und vaterländisch-staatlicher Interessen gerade in den religiös lebendigsten Kreisen nicht dazu beiträgt, die Liebe zum Staate zu pflegen. Wir hören immer lauter jene Stimmen, die die Anmaßung einer Staatsomnipotenz im Sinne des Staatsideals Bismarcks oder Treitschkes im Namen von Religion und Kirche unwillig, ja zornig in ihre Schranken weisen. Und darin berührt sich die Weltanschauung dieser Bekenner des Primats der Religion mit dem katholischen Teil unseres Volkes. So loyal dieser trotz aller Kulturkampfschmerzen sich zur Hohenzollernmonarchie bekannt und so geduldig er den betont evangelisch-kirchlichen Geist dieser Dynastie ertragen hat, so zeigte sich doch, daß beim Sturze des protestantischen Thrones ein Aufatmen durch das katholische Deutschland ging, das nun vom Druck konfessioneller Imparitätsbeschwerden befreit seine Kräfte recht entfalten und ungehemmt an seiner Kirche bauen kann. So hat die Formel „Thron und Altar" hüben und drüben im Bewußtsein der Nation ihre mystisch-romantische Zauberkraft eingebüßt.

Wohl erstehen hier und dort neue Altäre, und die Zuversicht derer, die sie bauen, ist im Wachsen, daß unser Volk einer religiösen Wiedergeburt entgegengeht. Hiervon aber eine Belebung des monarchischen Gedankens zu erhoffen, hieße verkennen, daß die religiöse Wurzel dieses Gedankens aus bestimmten Vorstellungen entsprungen ist, die ihrer Art und ihrem Inhalt nach einer Zeitanschauung angehören, die unwiederbringlich in die Vergangenheit versunken ist. Im Altertum und Mittelalter waren Fürst und Volk durch eine Kluft voneinander geschieden. Der Herrscher wurde vom Volke ganz naiv und unreflektiert als ein höheres Wesen verehrt, ein Gesalbter des Herrn, ein Auserwählter, dem die Krönung auf sakramentale Art geistige Gaben, Kräfte und Fähigkeiten verlieh, die ihn über die geistige Höhenlage seiner Untertanen weit hinaushoben. Das war noch das Gottesgnadentum der absoluten Monarchie. Der alte Fritz in Potsdam ist der letzte Monarch, der von solchem Nimbus umgeben in Geschichte und Legende in der Nachwelt fortlebt. Als um die Wende zum 19. Jahrhundert aus den dumpfen und stumpfen Untertanen lebendige, verantwortungsbewußte, selbsttätige Staatsbürger wurden, die in Selbstverwaltung und Verfassungsstaat mehr und mehr ihre politischen Geschicke selbst in die Hand nahmen, begann das Königtum langsam in den ersten Abendschatten konstitutioneller Machtentäußerung zu sinken. Friedrich Wilhelm III. war nicht die Persönlichkeit, dieser Entwicklung zu trotzen. Und die noch einmal aufflackernde Romantik des phantastischen Gottesgnadenbewußtseins in der Seele seines unglücklichen Sohnes Friedrich Wilhelm IV. hat durch den tragischen Kontrast von Illusion und Wirklichkeit im Volke vollends den Glauben an solche Inspirationen gekrönter Häupter durch göttliche Mächte zerstört. Wilhelm I. war klug genug, nicht mehr scheinen zu wollen, als er war. Aber die wunderbare Regierungskunst seines Kanzlers wußte nach außen hin stets den Eindruck zu wahren, daß dieser König nicht nur ein Schattenkönig sei. Doch diese Heil dir im Siegerkranz-Stimmung hielt nur dem Lebenden die Treue. Die Älteren unter uns entsinnen sich noch der Empfindungen, die das ganze deutsche Volk schon damals durchzogen, als Wilhelm II. in einer feierlichen Rede zum Ruhme seines Großvaters von Bismarck, Moltke und Roon als den Handlangern des großen Kaisers sprach. Und hier rühren wir an den wunden Punkt, an den tiefen Konflikt, in dem die Kraft des letzten Hohenzollernkaisers im Kampfe mit einem übermächtigen Schicksal zerbrach.

Eine grundsätzliche und leidenschaftslose Untersuchung der Frage Monarchie oder Republik? kann an dem Streit um die Person des letzten Trägers der deutschen Kaiserkrone nicht vorübergehen. Dabei sollte man freilich nicht außer Acht lassen, daß damit etwas geschieht, was einen Bruch mit einem altüberlieferten, für das monarchische Empfinden heiligen und bis vor zehn Jahren im öffentlichen Leben unseres Staatswesens streng festgehaltenen Brauch bedeutet als ein ungeschriebenes Gesetz dem Bewußtsein der Nation so fest eingeprägt, daß es weite

Kreise als eine schändliche Verletzung reinster und edelster Gefühle, ja als eine Beschmutzung der nationalen Würde empfanden, wie mit dem Fall des Majestätsbeleidigungsparagraphen im Strafgesetzbuch die angestauten Fluten der Kritik alle Dämme durchbrachen und das ganze deutsche Land überschwemmten mit den trüben Gewässern einer nach Form und Inhalt maßlosen Anklage und Verdammung des Mannes, der soeben noch als der seit Jahrzehnten geliebte und verehrte Kaiser und König vor unser aller Augen gestanden hatte, der von einem Schicksal getroffen worden ist, wie es, auf das große Ganze und den Gegensatz von Einst und Jetzt gesehen, an schwerer Tragik kaum bei einem andern seinesgleichen findet, und der noch heute als ein Mann von hochsinnigem Denken und Fühlen unter uns Lebenden weilt.

Daß hier auf der republikanischen Seite seit zehn Jahren so oft gegen den natürlichen Respekt vor den durch das Schicksalsweben unserer deutschen Geschichte gegebenen Imponderabilien vaterländischen Empfindens gefehlt worden ist, das hat der Pflege des Gedankens der Volksgemeinschaft und der ruhigen und gerechten Würdigung des Problems der Staatsform unermeßlichen Schaden zugefügt.

Aber auch monarchische Kreise sind hier nicht frei von Schuld. Denn während die grundsätzlichen Gegner der monarchischen Staatsform aus ihrer Kritik an Wilhelm II. den Beweis für die Verfehltheit oder doch die Überlebtheit des Systems herleiten wollen, sind die Monarchisten unter sich in zwei feindliche Lager gespalten. Die einen meinen, indem sie voller Ritterlichkeit den Kaiser verteidigen, damit zugleich die Staatsform zu rechtfertigen. Die andern aber, zu denen Offiziere, alte Beamte, Hochkonservative, Völkische bis zur alleräußersten politischen Rechten gehören, wollen zwischen der Idee der Monarchie und den menschlichen Unvollkommenheiten ihrer Verwirklichung seit Bismarcks Entlassung streng unterscheiden, und indem sie sich aus heißer Revolutionsstimmung entsprungene Argumentationen und Schlagworte von zweifelhaftestem Wert unbesehen aneignen, wird ihr Schmerz darüber, daß eine vermeintlich schlechte Praxis eine gute Theorie in Mißkredit gebracht habe, zu einer scharfen Lauge, die, statt zu reinigen, vollends zersetzt und zerstört.

Spätere Generationen werden manche der heute noch landläufigen Urteile einfach nicht mehr verstehen. So das populärste und gedankenloseste Schlagwort der letzten Jahre: „Deserteur!“ Als ob es sich um einen Feldsoldaten gehandelt hätte, der wie alle andern keine weitere und keine höhere Pflicht gehabt hätte als in Reih und Glied standzuhalten, und nicht um den verantwortungsbewußten Träger einer Krone, für den es nach den damals doch noch herrschenden und vollends in ihm selber lebendigen monarchischen Bewußtsein nur den einen pflichtmäßigen Gedanken geben durfte, der alle anderen Erwägungen ausschließen mußte, nämlich diese Krone, die für die Nation das Heiligtum ist, wie für das Regiment die Fahne, unter allen Umständen, koste es, was es wolle, in Sicherheit zu bringen, notfalls, wenn kein anderer Ausweg blieb, auch in das Asyl des neutralen Auslandes, um sie vor dem äußeren und dem inneren Feinde zu schützen und dem Volke für die Zukunft zu bewahren. — Er hätte seine Person opfern und den Tod suchen sollen! Als ob ein Winkelriedtod bei der heutigen Kriegführung und der damaligen militärischen Lage überhaupt auf dem Schlachtfelde zu finden gewesen wäre, ganz abgesehen davon, daß jeder Opfertod, nicht nur der vom christlichen Sittengesetz auch in solcher Lage nicht erlaubte Tod durch eigene Hand, damals vor der Welt nie und nimmer als heroische Tat, sondern als feige Bankerotterklärung für die deutsche Sache gewürdigt worden wäre und der Nation in den Augen der Welt zur Schande hätte gereichen müssen. — Er hätte als Privatmann in die Heimat zurückkehren sollen! Als ob die Frage „Kaiser oder Privatmann“ damals entscheidbar gewesen, als ob Wilhelm II. in jenen Tagen in Berlin nicht eine unausdenkbare Verschärfung der Revolution bedeutet und die Auslieferungsgelüste äußerer und innerer Feinde unser armes Volk nicht in die ärgsten außen- und innerpolitischen Bedrängnisse gestürzt haben würden. Nein! Alle diese Raisonnements entspringen nicht einer gerechten Beurteilung der Lage, wie sie damals und wie sie insbesondere subjektiv für den Kaiser damals bestand, sondern aus der menschlichen Schwäche, die der Versuchung unterliegt, den seelischen Druck eines überwältigenden Unglücks dadurch von sich abzuwälzen, daß man nach einem Schuldigen sucht, um ihn als Sündenbock in die Wüste zu stoßen.

Der Gegensatz in der Beurteilung des Kaisers wird in lehrreicher Weise jedem deutlich werden, der sich heute einmal vergleichend in zwei Bücher vertieft, die bei ihrem Erscheinen die Öffentlichkeit stark bewegt haben. Das eine sieht den Kaiser ganz von Weitem in großer weltgeschichtlicher Perspektive und malt sein Bild mit fast enthusiastischen Erwartungen von der Blüte eines neuen Volkskaisertums. Das andere sieht ihn ganz aus der Nähe und atmet in jedem Satze den tiefen, erschütternden Schmerz über eine einzige große Enttäuschung. Das erste ist von einem ganz links gerichteten, mitten im Volke wirkenden, durch und durch demokratisch empfindenden Verfasser geschrieben, das zweite von einem Hofmann, der nach Geburt, Erziehung und Lebensstellung der gesellschaftlich exklusivsten, aristokratischsten und monarchischsten Oberschicht der politisch rechtsgerichteten Kreise entstammt. Das erste ist Friedrich Naumanns „Demokratie und Kaisertum“, das zweite das Buch des früheren Hofmarschalls Grafen Zedlitz-Trützschler über seine „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhofe“. Wie erklärt sich diese verkehrte Welt? Liegt der Grund nicht darin, daß der Glaube an die Wirklichkeit, die Kraft, den Glanz und die Mission eines erblichen Volkskaisertums um die Jahrhundertwende nur noch bei solchen Deutschen lebendig war, die wie Naumann den Monarchen aus einer gewissen Entfernung sahen, aus der sich ein ungenaues, mit Hilfe einer stark idealisierenden Phantasie gewobenes Bild ergab, während Graf Zedlitz die Wahrheit des Wortes zu spüren bekam, daß Keiner ein Held ist vor seinem Kammerdiener? Weite Kreise solcher Politiker, die sonst gern Naumann im Munde führen, täten gut, in diesem heute zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Buche nachzulesen und nachzuempfinden, mit welchem Glauben an das Kaisertum da geschildert wird, wie die Persönlichkeit des jungen, kraftvollen Herrschers das Rechtsgefüge der Reichsverfassung sprengt, wie das Publikum auf der Pariser Weltausstellung 1900 sich vor dem Bilde des Kaisers drängt und das Zauberwort „l'empereur“ mit Gefühlen der Bewunderung, Scheu und Furcht von Mund zu Munde geht, wie den Eisenbahnreisenden ein frommer Schauer der Ehrfurcht packt, wenn auf dem Nebengeleise der kaiserliche Hofzug vorbeirast, als zöge Wodans wildes Heer an uns vorüber. Dabei war nichts von kleinmenschlichem Byzantinismus, sondern nur naive, reine und starke Gläubigkeit an die Monarchie als die Spitze des demokratischen Volksstaates. Und sollte das alles wirklich nur ein großer naiver Irrtum gewesen sein? Sollte der Mann, der, von Freunden umjubelt, von Gegnern geehrt, als ein geist- und wortgewaltiger Prediger, Bahnbrecher, Prophet eines neuen Deutschtums seine Zeitgenossen überragte, in einem so wesentlichen Stück eines seiner Hauptwerke so völlig falsch gesehen haben? Sollte nicht heute bei ruhigem, besonnenem Rückblick sein Name diejenigen stutzig machen, die achtlos und unwillig bei Seite schieben, was andere kluge und redliche Männer von Sachkunde wie Bethmann, Dryander und die sonstigen Getreuen in ritterlicher Abwehr

maßloser und gehässiger Herabsetzungen ihres kaiserlichen Herrn an Zeugnissen dargeboten haben? Sicherlich werden spätere Geschlechter einmal Wilhelm II. viel positiver würdigen, als es einer Zeit möglich war, die unter dem unmittelbaren Eindruck des Mißerfolgs und der Katastrophe gar nicht gerecht urteilen kann. Vielleicht wird die Zukunft das heutige Urteil derer, die die Krone hochhalten wollen, aber ihren letzten Träger verurteilen, umkehren und sagen: Nicht die Person, sondern die Sache, nicht die Praxis, sondern die Theorie oder richtiger die Idee, nicht die Unzulänglichkeit der Bemühungen, sondern die Unlösbarkeit der Aufgabe war es, woran die Erbmonarchie der Hohenzollern zu Grunde gehen mußte.

Denn was war die zu lösende Aufgabe? Sie war eine dreifache.

Erstens galt es, die Dynastie aus der Gefahr zu befreien, daß ein übermächtiger Majordomus mit der Kraft seiner Genialität, Erfahrung und Autorität den jungen, unerfahrenen und unerprobten Monarchen vollends in ein Schein- und Schattenkaisertum herabdrückte. Bereits damals tauchte wie ein gespenstischer Schatten zum ersten Male in leisen Privatgesprächen, die bis in nächstbeteiligte Regierungskreise reichten, das Wort „Republik" auf. Die unbedingten und vorwiegend rückwärtsblickenden Bismarckbewunderer waren es, die die ketzerische Frage wagten: Sollen wir nicht einer Monarchie, in der uns ein unerfahrener phantastischer junger Herrscher ins Unglück stürzen kann, eine Republik unter Bismarck vorziehen, dem erprobten Steuermanne unseres Staatsschiffes? Dieses antimonarchische Empfinden, das damals aus dem Glauben an Bismarck entsprang, ist seitdem nicht wieder ganz aus dem deutschen Volke entschwunden, ja es hat sich mit dem wachsenden Bismarckkult und der Übersteigerung seiner Person ins sagenhaft Übermenschliche immer verstärkt. Das war das Verhängnis des Kaisers. Mit Bismarcks Entlassung war der Riese gestürzt. Aber sein Schatten hat wie der steinerne Gast den Kaiser immer wieder heimgesucht. Wahrlich ein Menetekel!

Zweitens galt es, die von der Bevormundung befreite Monarchie in die eigene Hand zu nehmen und ihre Selbständigkeit zu sichern. Dazu mußte der Kaiser sein eigner Kanzler werden. Erst damit war ein Schein- und Schattenkaisertum gebannt. Der Verzicht auf konstitutionelle Ministerverantwortlichkeit, das Heraustreten aus der schützenden Reserve aber setzte den Kaiser all der Kritik an seiner persönlichen Politik aus, erschütterte den vordem unverbrüchlichen Grundsatz, den höchsten Herrn nicht in die Debatte zu ziehen, und untergrub so allmählich das Ansehen des Monarchen und damit der Monarchie im Volke.

Endlich umfaßte das Pflichtbewußtsein und die hohe Auffassung des Kaisers von seinem Beruf auch den Ehrgeiz, nicht nur in der Leitung der Staatsgeschäfte und des Heerwesens, sondern im ganzen Umfange des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens seiner Nation ihr Führer zu sein. Das erforderte persönliche Betätigung auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, der Religion, der Technik und der Wirtschaft und damit eine Fühlungnahme mit Künstlern, Gelehrten, Geistlichen, Technikern und Wirtschaftskapitänen, insbesondere solchen der Industrie, wodurch ein frischer und lebendiger Geist in das Hofleben kam, der großzügig und tolerant aus Kastengeist sowie aus kirchlicher und weltanschaulicher Enge und Beschränktheit hinausstrebte zu modernem Denken und Fühlen.

Aber die Vielseitigkeit dieses Strebens mußte zur Zersplitterung führen, in der jeder einzelne Betätigungszweig darunter litt, daß alles Wirken im Dilettantismus stecken blieb. Und das bot Fachleuten wie urteilsfähigen Laien breite Angriffsflächen der Kritik.

So hatte der Kaiser mit dreifachem Widerstande zu kämpfen, der sich zu solcher Gewalt zusammenballte, daß alle Bemühungen ihm erlagen. Und die Tragik dieses Kampfes und dieser Niederlage war das Schauspiel, das sich dem in nächster Nähe des Kaisers amtierenden Hofbeamten in so schmerzvoller Eindringlichkeit darbot, daß er sich das erschütternde Bekenntnis dieses Erlebnisses von der Seele schreiben mußte. Die Schrift ist ihrem eigentlichen Tenor nach in der Hauptsache eine große Selbstanklage. Sie ist ein Bekenntnis, daß die nächststehenden Hofbeamten all das, was in immer zunehmendem Maße an dieser Verwirklichung des monarchischen Gedankens die Kritik herausforderte, deutlich vor Augen sahen, daß sie die Kluft zwischen Gewolltem und Erreichtem, zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen wertvollem Sein und schönem Schein, zwischen solidem Inhalt und glanzvoller Form in allem Reden und Tun des Kaisers auf Schritt und Tritt spürten und bitter darunter litten, ohne doch Mittel und Wege zu sehen und den Mut zu finden, selbst einzugreifen und die Dinge zu ändern. Auch in dem Leben dieser Hofbeamten, die in einen Lebens- und Wirkungskreis des trügerischen Scheins, der leeren und hohlen Formen, der Entwürdigungen und Demütigungen gebannt waren, ohne sich dem Fluch dieses sinnwidrigen Getriebes entziehen zu können, liegt eine tiefe Tragik. Sie sind verdammt, die Fehler, die Schattenseiten, die Gefahren und die Sinnwidrigkeiten der monarchischen Staatsform in der Praxis ständig aus nächster Nähe mit anzusehen und dazu schweigen zu müssen. Ihnen drängt sich die Einsicht auf, daß der Fehler im System liegt, nicht nur im Einzelfalle und nicht nur in der Person des Monarchen. Die Kritik an der Person des Kaisers ist nicht der Schwerpunkt des Buches. Der Verfasser schildert sogar manche sympathischen Züge an der Person seines Herrn, die sich durchaus harmonisch in das Bild einordnen, das Liebe und Verehrung der Nation in früheren Jahrzehnten von ihrem Kaiser gezeichnet hatte. Wo aber Gegenteiliges gesagt wird, da ist es überall verflochten mit dem Selbstvorwurf: Nostra culpa, nostra maxima culpa! Es fehlt in diesem System an Männern, die Rückgrat genug haben, um dem Monarchen den Dienst zu leisten, diejenige Kritik an seinen Worten und Taten zu üben, die ihn zur Selbstkritik und Selbstkontrolle bei all seinem Wirken hätte verhelfen können. Ohne dieses Korrektiv konnte der Kaiser sich nicht anders entwickeln, als er es tat. Im Mittelalter hatte der Hofnarr die Funktion, dem Fürsten diesen Dienst zu erweisen und Shakespeare hat im „König Lear" das Bild eines solchen treuen und aufrichtigen Freundes im Narrenkleide verewigt. Dieses Hofamt ist außer Gebrauch gekommen.

Aber nicht daran liegt der Fehler. Aller Mannesmut vor Königsthronen hätte nur hingereicht, die Symptome der Mangelhaftigkeit des Systems aufzuzeigen, nicht aber diese Fehler abzustellen. Denn sie liegen an der Schwierigkeit der Aufgabe, die die Monarchie dem Monarchen stellt. Wilhelm II. wollte Friedrich dem Großen als seinem Vorbilde nacheifern. Hier aber muß, ohne damit der Größe des Königs oder seines Werkes etwas nehmen zu wollen, doch bedacht werden, welcher Unterschied bestand zwischen dem kleinen, einfachen, übersichtlichen Agrarländchen Preußen, das sich als passiv gefügtes Objekt dem absolutistischen Regierungswillen des genialen Herrschers unterwarf, und dem Deutschen Reiche um die Wende zum 20. Jahrhundert Der Philosoph Windelband macht einmal die Bemerkung, der Dichter Hölderlin, der in jungen Jahren nach kurzer Geistesblüte in unheilbare Geisteskrankheit verfiel, sei im letzten Grunde daran gescheitert, daß die geistige Differenzierung seines Zeitalters eine universale Bildung des Einzelnen unmöglich gemacht habe, so daß der Geist des Jünglings an der Fülle des Stoffes erlahmt und an der fruchtlosen Anstrengung seiner Bewältigung zerbrochen sei. Nicht das pathologische Moment soll hier zum Vergleiche dienen. Fortschreitende Seelenforschung mahnt, mit der Anwendung dieses Begriffs vorsichtig zu sein. Und die Frömmigkeit des Kaisers, die sich unter dem wachsenden Verantwortungsdruck im Laufe des Krieges zu einer my-

stischen Inbrunst steigerte, als Bigotterie leichthin abzutun, sollte sich scheuen, wer nicht vor der Wiederbelebung einer mystischen Religiosität in unserer Zeit die Augen verschließt, ja wer überhaupt nur Respekt vor dem natürlichen religiösen Bedürfnis eines edlen Herzens bewahrt hat. Aber wenn schon zu Hölderlins Zeit die Möglichkeit enzyklopädischen Wissens aufhörte, wieviel schwerer noch war es um das Ende des Jahrhunderts, einen Überblick über das geistige Leben Deutschlands zu gewinnen und in einem Zeitalter, das einem universalistischen Bildungsideal im Sinne Humboldts, Goethes oder Hegels so abgeneigt und so einseitig auf den Triumph der Fachwissenschaft eingestellt war, sich zu universaler geistiger Führerschaft aufzuschwingen.

So mußte der Versuch des letzten Hohenzollern, die im zunehmenden Konstitutionalismus langsam verblassende monarchische Idee noch einmal auf die Höhe wirklichen politischen, geistigen und wirtschaftlichen Führertums emporzuheben, daran scheitern, daß angesichts der Differenzierung und Komplizierung aller Lebensgebiete in einem an der Spitze des Abendlandes marschierenden Siebzigmillionenvolk ein solches Führertum über die Kraft eines einzelnen Menschen, auch des genialsten, hinausgeht. Das Zeitalter, in das wir eingetreten sind, ist der monarchischen Staatsform entwachsen. Gewiß bestehen noch eine Anzahl Monarchien auf dem Erdball, aber kaum noch Monarchen, die im friederizianischen oder im wilhelminischen Sinne wirklich persönlich regieren. Eduard VII. von England, der auf dem Gebiete der Außenpolitik seine Persönlichkeit zu einer gewissen Geltung brachte, darf doch nicht als ein Herrschertypus der Gegenwart angesprochen werden, war vielmehr eine auf individuelle Eigenart begründete Ausnahmeerscheinung. Die zur Zeit lebenden europäischen Monarchen aber sind repräsentative und dekorative Figuren, die aus Tradition und Konvention ihre Kronen tragen, staatspolitisch aber als Schattenkönige anzusprechen sind. Und als kürzlich ein König aus dem Morgenlande bei uns zu Gaste kam, wurde das Maß des von der internationalen Höflichkeit erforderten Gepränges doch rechts und links im deutschen Volke mit einer Mischung von Humor und Unbehagen als eine Art Mummenschanz aus Märchenland empfunden.

Als Letztes fällt noch folgende Erwägung in die Wagschale: Der Monarch soll nach der idealen Vorstellung, die im Volke von ihm lebt, der Edelste der Nation sein. Die zu solcher Führerstellung ausersehenen Persönlichkeiten müssen aus edlem Holze geschnitzt sein. Das Bewußtsein, daß Adel verpflichtet, muß bei denen, die aus vornehmem Geblüt entsprossen sind, in Wort und Tat, in Lebenshaltung und Lebensführung zum vorbildlichen Ausdruck kommen. Legen wir diesen Maßstab an die Wirklichkeit, so werden auch die wärmsten Anhänger des monarchischen Gedankens heute sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß es in den Familien des europäischen Hochadels nicht so steht, wie es stehen sollte. Das jüngste Schauspiel am rumänischen Königshofe, das Leben Eduards VII. als Kronprinz, die Tragödie des Habsburgischen Kaisersohnes auf Schloß Maierling — um bei diesen drei Beispielen abzubrechen — empfinden wir heute nicht als exzeptionelle sondern als typische Fälle schmerzlicher Thronfolgerenttäuschungen. Es ist, als ob solchen Fürstensöhnen die Kraft erlahmt sei, ihr Leben so zu führen, daß sie dessen sich würdig erzeigen, dereinst „auf der Menschheit Höhen zu wandeln". Die Ebenbürtigkeitsgesetze ziehen der Gattenwahl all zu enge Schranken und verflechten den Fürstenadel zu einer internationalen Familiengemeinschaft, bei der das Wort „international" keineswegs Völkerversöhnung und Kriegsverhütung bedeutet, sondern davon spricht, wie es Prinzessinnenlos ist, unter dem Zwange von politischen oder dynastischen Notwendigkeiten Volkstum, Sprache und sogar Konfession wie ein Kleid zu vertauschen. Die Söhne solcher Mütter aber darben dessen, was wir heute im Zeitalter der heißen Kämpfe um die Güter des Volkstums als höchste Werte schätzen gelernt haben, der gesunden sittlichen Kräfte, die dem Menschen aus seiner Verwurzelung in Heimatboden und Heimatvolkstum zuströmen. Auch in den niederen Adelsgeschlechtern und in den Familien bürgerlicher Patrizierhäuser zeigt der Lauf der Geschichte Aufstieg, Blüte und Verfall in oft rascher Folge. Die Zeit der Blüte derjenigen Familien, die dem monarchischen Zeitalter seinen Glanz verliehen haben, ist heute abgelaufen.

Aber alle diese Erwägungen, die aus kühler, kritischer Vernunftbetrachtung hervorgehen, treffen noch nicht den Lebensnerv monarchistischer Überzeugung. Denn es ist das Wesen aller dem monarchischen Gedanken abgelegten Treuebekenntnisse und Treuegelöbnisse, daß sie nicht aus der Vernunft, sondern aus dem Gefühl entspringen. Der Deutsche, der an seiner Monarchie hängt, will nicht berechnen, ob und weshalb die eine Staatsform alles in allem genommen nützlicher ist als die andere, sondern es singt in seiner Seele noch immer das alte, geheiligte Lied:

Liebe des freien Manns
Schirmet die steile Höh,
Wo Fürsten stehn.

Die nach dem Kriege herangewachsene Jugend weiß es kaum noch und hat jedenfalls keine hinreichend lebendige Vorstellung davon, in welchem Maße bis in den Oktober 1918 hinein der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes die Monarchie ein allen Zweifeln und Vernunfterwägungen völlig entrücktes, schlechthin unantastbares Heiligtum gewesen ist. Wenn heute namhafte Wortführer des Monarchismus in Parlament und Presse mit dem Anspruch auf freies Wort, auf Staatsbürger- und Beamtenrechte für Monarchisten in der Republik auftrumpfen, so sollte es die Gerechtigkeit erfordern, anzuerkennen, daß die heute bestehende Möglichkeit eines solchen Auftretens von Gegnern der bestehenden Staatsform etwas Großes ist, eine wirkliche Errungenschaft des neuen Regimes, ein Zeichen einer großzügigen und edlen Toleranz der Republik, die mit Recht darauf hinweisen darf, daß es etwas Entsprechendes in der Monarchie für deren Gegner niemals auch nur im Entferntesten gegeben hat. Im alten Reiche durften nur die Bewohner der drei freien Handelsstädte unangefochten Republikaner sein, ihre Ausnahmestellung wurde im ganzen übrigen Deutschland als ein Unikum und ein Kuriosum empfunden, was sich bis in die mit diplomatischer Behutsamkeit ausgearbeitete Etikette hinein, mit der alljährlich der deutsche Kaiser und die Republik Hamburg einander begrüßten, auswirkte. Von dieser partiellen Inkonsequenz abgesehen, die aber im Reiche als solche kaum fühlbar wurde, galt es weit über den Umkreis des Treueids der Beamten, Offiziere und Reserveoffiziere hinaus im ganzen deutschen Volke für eine selbstverständliche Ehrenpflicht des guten Patrioten, Überzeugungsmonarchist zu sein. Und der moralische Akzent, der besonders im Heere und in der Beamtenschaft auf die Bekämpfung der sozialdemokratischen Partei gelegt wurde, leitete sein Recht nicht zum wenigsten aus dem Widerspruch ab, in den sich die republikanische Gesinnung dieser Partei mit der Bedeutung des Treueides setzte. Anderseits ist zu beachten, daß mit dem im August 1914 erfolgten Friedensschlusse zwischen dem monarchischen Deutschland und der deutschen Sozialdemokratie auch die Opposition der letzteren gegen die monarchische Staatsform zurücktrat, ja daß die sozialdemokratischen Führer, die sich gegen den Herbst 1918 vor dem Zusammenbruche bis zu Ministersesseln emporgekämpft hatten, für den Fall eines vor der letzten Waffenentscheidung erlangbaren Verständigungsfriedens die Beibehaltung der monarchischen Staatsform nicht nur für tragbar, sondern sogar für opportun hielten, offenbar weil ihnen ihr politisches Augenmaß sagte, daß es geraten sei, auf gewisse Imponderabilien der deutschen Volksseele Rücksicht zu nehmen, und daß der Monarch in der Zukunft zu praktisch

ungefährlicher Bedeutungslosigkeit zurücktreten würde. Wäre dem Feindbunde ein Friedensschluß mit Erhaltung der Hohenzollernmonarchie abzuringen gewesen, so würde die aus diesem Kriege hervorgegangene Staatsform — vom Kriegsglück einmal ganz abgesehen — schon nach dem Einsatz der gesamten Volkskraft für die Sache der Nation notgedrungen ein so starkes Vorwiegen parlamentarisch-demokratischer Mächte gezeigt haben, daß sie sich von unserer heutigen Staatsform grundsätzlich nur noch durch die Erblichkeit der Würde des Staatsoberhauptes unterschieden haben würde. Wie die Hohenzollern als erbliche Präsidenten eines aus Monarchien und Republiken zusammengesetzten Staatsgebildes, das staatsrechtlich als Republik bezeichnet werden konnte, anzusehen waren, die lediglich den Schmuck des Kaisertitels trugen, so dürften Ebert und Hindenburg mit demselben sachlichen Recht den Titel Wahlkaiser verliehen erhalten, wenn man mit der geschichtlichen Erinnerung, an die die Erneuerung des Kaisertitels gemahnen soll, bis in die Zeiten zurückgeht, da die Deutschen ihre Kaiser wählten. Der Unterschied praktisch bedeutsamer Art aber zwischen unserem heutigen Wahlkaiser und dem Erbkaiser, der uns besten Falles nach glücklicherem Kriegsausgang erhalten geblieben wäre, hätte darin bestanden, daß das moderne demokratische Staatsbürgerbewußtsein sicherlich stärkste Garantien für die Einflußlosigkeit eines erblichen Staatsoberhauptes in die Verfassung eingebaut hätte, während heute der Gedanke, dem gewählten Führer die politische Machtposition zu verstärken, um dem Staatsschiff einen ruhigeren und stetigeren Gang zu sichern, nicht nur rechts und links diskutabel erscheint, sondern im besten demokratischen Sinne dazu dienen kann, alle Kräfte im Dienste einer fruchtbaren Führerauslese anzuspannen. An diesen geschichtlichen, rechtlichen und politischen Gedankengängen sollten doch diejenigen nicht achtlos vorübergehen, die heute noch immer ihren Glauben verkünden, daß mit der Rückkehr zur Erbmonarchie sich ein gewaltiger, segensreicher Umschwung in den öffentlichen Dingen unseres Vaterlandes vollziehen würde. Unser demokratisches Volk herrlichen Zeiten entgegenzuführen ist einem Erbkaisertum heute und in aller Zukunft nicht mehr beschieden.

Aber wie anders als dieser rückblickenden Betrachtung stellten sich die Dinge in den bitteren Herbsttagen des Jahres 1918 dar! Was damals geschah, war ja nicht eine irgendwie beratene und auf geordnete Weise von den berufenen Instanzen der Nation beschlossene Änderung der Staatsverfassung, sondern ein chaotisch revolutionär explodierender Gefühlsausbruch enttäuschter, gequälter und verzweifelter Massen, der die in ratlosem Verzagen ermatteten Gefühle des Monarchismus gleichsam über Nacht mühelos überwältigte. Nicht die Tatsache der Republik, sondern daß sie uns durch die Diktatur der Straße, durch einen Machtspruch einer von der Fieberhitze geschüttelten und besinnungslos gemachten Volksseele aufoktroyiert worden ist, das hat es nach der wiedergekehrten Besinnung und Beruhigung der Geister dem deutschen Sinn für Recht und Ordnung, für Gerechtigkeit und Dankbarkeit, für Kontinuität und Pietät im Leben einer verantwortungsbewußten Nation so schwer gemacht, den Umschwung der politischen Dinge hinzunehmen. Und alles, was an gegenrevolutionären Stimmungen, Bestrebungen und Aktionen sich in diesen zehn Jahren dagegen aufgebäumt hat, war ein Inbegriff von Gefühlen, denen ein gerechtes Urteil der Geschichte das Ehrenzeugnis eines vaterländischen Idealismus nicht versagen wird.

Der Kampf ist heute ausgekämpft und die politische Amnestie besiegelt den wirklichen, den inneren und moralischen Friedensschluß, sie will nicht nur den Exzessen, die auf beiden Seiten in der Hitze des Kampfes unterlaufen sind, Verzeihung gewähren, sondern darüber hinaus eine feierliche Ehrenerklärung für die Beweggründe sein, die den Gegner in den Kampf getrieben haben. Und die vom Volke umjubelte Gestalt Hindenburgs wird unserer Zeit zum großen Sinnbilde des inneren Friedensschlusses der deutschen Nation, die sich ihrer nationalen Verpflichtung zur Pflege einer alle sachlichen Meinungsverschiedenheiten umspannenden und überbrückenden Volksgemeinschaft wieder bewußt geworden ist.

Eines besonders sollte mit diesem Friedensschlusse endgültig abgetan sein: die Verdächtigung der Gesinnung des Andersdenkenden, wie sie mit dem Worte von den Novembermännern den Anhängern der Republik den Vorwurf einer die Treue und die Wahrhaftigkeit verleugnenden Konjunktur- und Utilitätspolitik macht. Er wurde von solchen erhoben, die für sich selbst dem Umschwunge der Dinge innerlich widerstrebten und sich deshalb nicht hineindenken konnten in die Seelen derer, die diesen Umschwung an sich selbst mit erlebten. Solches Erlebnis aber gehört zum Wesen jeder wirklichen Revolution. Unter denen, die sich im November 1918 von der monarchistischen auf die republikanische Seite schlugen, waren viele, die bisher aus Gründen äußeren Zwanges mit ihrer republikanischen Gesinnung hinter dem Berge gehalten hatten; noch zahlreicher aber waren solche, die in jenen Wochen und Monaten wirklich einen Bruch mit den Überzeugungen ihrer Vergangenheit erlebten. Gesinnungslumpen aber, wie sie zu allen Zeiten und an allen Orten mitlaufen, zählen nicht und gehören nicht in den Rahmen ernster politischer Erörterungen. Seit den Novembertagen nun erhielt die Partei der Republikaner einen stillen aber ständigen Zuzug solcher, die mehr oder weniger unbewußt bereits vorher mit der Vernunft Bedenken gegen die Monarchie erwogen hatten, mit ihrem Gefühl aber fest in der Überlieferung lebten. Die große Partei derer, die Gefühlsmonarchisten, aber Vernunftrepublikaner sind, hat heute die Wagschale endgültig nach der Seite der Republik geneigt. Und nun ist es an der Zeit, daß diese stillen Parteigänger des neuen Staates auf der Grundlage des geschlossenen Friedens aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraustreten und offen und ehrlich ohne Furcht vor der üblen Nachrede, daß sie es um äußerer Vorteile willen täten, ihre heutige politische Überzeugung aussprechen. Der neue Staat hat Anspruch darauf, daß sie sich zu ihm bekennen. Auch das gehört zur deutschen Sachlichkeit, Ehrlichkeit und Treue.

Geschieht das, dann wird die Republik mehr und mehr auch die Herzen früherer Monarchisten gewinnen. Und dann wird die Nation ihr seelisches Gleichgewicht wiederfinden in einem neuen und doch uralten Vaterlandsgefühl, das die schwarz-weiß-rote Vergangenheit in treuer, ehrfürchtiger Dankbarkeit bewahrt, aber in dem klaren, mutigen Bewußtsein, daß Vergangenes nicht wiederkehrt, sich mit Kopf und Herz dem neuen Deutschland der schwarz-rot-goldenen Fahne, die durch großdeutsche Erinnerungen und großdeutsche Hoffnungen geweiht ist, ganz zu eigen gibt.

Breslau Constantin von Zastrow

Staatsgesinnung und Staatskunde

1

Der Staat ist bei den meisten Deutschen unbeliebt. Das ist merkwürdig, ja unsinnig, denn für jedes Volk ist der Staat lebensnotwendig. Aber es ist so. Aus verschiedenen Gründen. Daß der größte Teil Deutschlands bis 1803 in Kleinstaaterei dahinlebte und daß unser Volk mehr dem Reich der Gedanken zugewandt, für Fragen der Weltanschauung, für Wissenschaft und Dichtung begabter scheint als für Weltbeherrschung und Politik, beides mag in Wechselwirkung stehen. Wer konnte sich für den Isenburgisch-Büdingischen Staat oder für Reuß älterer Linie begeistern? Auch die Schweiz hat zwar Zwergkantone; doch liegen dort die Dinge anders, sofern das Volk sich seit Jahrhunderten selbst regiert, mit eigner Verantwortung

auch Freude an selbstgeschaffenen Schicksalen haben kann. In Deutschland aber (von den freien Städten abgesehen) herrschten Fürsten. Darunter im Laufe der Zeiten nicht wenige tüchtige. Aber die Herrscherfamilien haben begreiflicherweise mehr die Untertanentreue als die Staatsgesinnung gepflegt. So war die Anhänglichkeit an Person und Haus des Fürsten für die meisten Deutschen die fast selbstverständliche Form ihres inneren Verhältnisses zu ihrem Staat — und ist doch nicht einfach dasselbe wie Staatsbürgersinn; das zeigte sich deutlich, als 1918 die Fürsten wegfielen. Noch das Geschlecht, das zwischen 1870 und 1890 heranwuchs, hat zum großen Teil das Gefühl gehabt, sich nicht viel Sorge um den Staat machen, sich wenig um politische Probleme kümmern zu müssen; es stand im Schatten Bismarcks. Und die Gewöhnung, uns regieren zu lassen, haben wir dann unter Wilhelm II. beibehalten, obwohl wir es so nicht gedurft hätten. Man freute sich an dem Herrscher oder ärgerte sich über ihn (ohne Letzterem viel Folge geben zu können), aber wie Wenige empfanden Verantwortung für den Staat als unseren Staat! Mit welcher Begeisterung haben die meisten Franzosen nach 1790 ihren Staat, ihre Republik gegen die Fremden verteidigt, die zu Gunsten des entthronten Königs Frankreich bekriegten; mit welchem Mißtrauen aber stand von 1919 an der größte Teil des deutschen Bürgertums dem neuen Staat gegenüber! Vollends in den Jahren der Inflation. In dieser Zeit wirtschaftlicher Not war das begreiflich; aber es bleibt bedauerlich. Daß die Arbeiterschaft fest zur deutschen Republik steht, hat sie in den Tagen des Kapp-Putsches und des Hitler-Putsches gezeigt; aber auch bei ihr finden wir mehr den Willen, die neue Staats*form* festzuhalten, und nicht etwa eine durch Geschlechter hindurch stark gewordene Staatsgesinnung. Dem alten Staate bis 1918 standen Millionen deutscher Arbeiter innerlich ablehnend gegenüber. Was so Jahrzehnte hindurch gefehlt hat, wird nicht in wenigen Jahren gewonnen. Und wenn heute oft auf die Parteien überhaupt gescholten wird, so fällt es mir zwar nicht ein, die Gefahren des Parteiwesens, die Schwächen des Parlamentarismus überhaupt zu bestreiten; aber es muß ernstlich gefragt werden, ob nicht Manche, wenn sie über den heutigen parteipolitischen Betrieb schelten, damit nur ihrem mangelnden Sinn für den Staat, für politische Pflichten ein bequemes moralisches Mäntelchen umhängen. Wer seit Jahren am Verfassungstage an verschiedenen Orten geredet hat, der empfindet es stark, daß Staatsgesinnung Vielen in unserem Volke eine Forderung ist, die sie fremd anmutet.

Wie wenig den meisten Deutschen ihr Staat bedeutet, sieht man z. B. aus der Art, wie bei uns Steuerhinterziehungen von der öffentlichen Meinung betrachtet, nämlich entschuldigt werden. Mancher, der Privatleuten gegenüber bis auf den Pfennig rechtlich und gewissenhaft ist, bietet viel List auf und hat hohe Freude daran, den Staat um das zu schmälern, was er zu zahlen verpflichtet wäre. Dabei ist jede Steuerhinterziehung, weil eine Schädigung der Gesamtheit, viel schlimmer, als wenn man einem Einzelnen den gleichen Betrag stiehlt. Und der Staat entehrt sich selbst, wenn er (wie es bei uns geschieht) Steuerhinterziehung milder bestraft als den Diebstahl am Privateigentum. (Soweit im Auslande die gleiche Praxis herrscht, berufe man sich darauf nicht; fremde Völker haben zum Teil die Erziehung zur Staatsgesinnung nicht so nötig wie wir.) Schließlich ist die Meinung, man dürfe Steuern hinterziehen, nur ein besonders kräftiger Ausdruck der alten Abneigung des Deutschen, überhaupt Steuern zu zahlen. In dem — allerdings wohlhabenderen — englischen Volke ist seit Jahrhunderten die Willigkeit, Geld für öffentliche Zwecke zu geben, auf private Sammlung oder staatliche Anforderung hin, ungleich größer. Ist die Geschichte unseres Volkes nach Bismarcks bekanntem Worte zum großen Teil eine Leidensgeschichte, so hatte die Verkümmerung der mittelalterlichen Kaisermacht, das Elend unserer politischen Zustände oft eine sehr einfache Ursache: die Kaiser hatten nie Geld. Michel wollte von jeher keine Steuern zahlen.

Heute haben wir Staatsgesinnung und politisches Interesse weitester Kreise im Volke doppelt nötig, weil ohne das unsere jetzige Verfassung, die dem Volke selbst die Entscheidung über seine Schicksale in die Hand gibt, zur leeren Form würde. Man darf freilich nicht meinen, die Dinge würden schon durch staatsbürgerlichen Unterricht auf unseren Schulen erheblich besser. Die Masse unseres Volkes besucht nur bis zum 14. Lebensjahre die Schule, kann diesem Unterricht also nur wenig Verständnis entgegenbringen. Bei denen aber, die bis zum 18. Jahre oder länger Schulen besuchen, wird der Unterricht in Staatsbürgerkunde wie der Geschichts- und der Religionsunterricht, weil unser Volk politisch und weltanschaulich so zerrissen ist, von vornherein eine geteilte Aufnahme finden. Worauf es vielmehr ankommt, ist, daß erstens die Rechtsordnungen unseres Staates immer gerechter gestaltet und von immer weiteren Kreisen unseres Volkes als gerecht empfunden werden; einen Staat, der wirklich Hort des Rechts ist, ehrt man. Und zweitens: daß viele Männer und Frauen in unserem Volke dem Staat Interesse und Wertschätzung weiter Kreise gewinnen durch Pflichttreue und Selbstlosigkeit, mit der sie ihr Amt im Dienste des Staates führen, oder daß sie solche Pflichttreue und Selbstlosigkeit zeigen bei einer Tätigkeit, die politisch ist, ohne daß sie doch Beamte wären, also namentlich als Abgeordnete. Der deutsche Staat wird dem deutschen Volke am sichersten wertvoll durch zähe und treue politische Pflichterfüllung vieler Einzelner.

2

Daneben gilt es allerdings, die nötigen Kenntnisse vom Staate zu verbreiten, denn ohne ein erhebliches Maß politischen Wissens nützt die beste Staatsgesinnung wenig. Schlichte Leitfäden der Staatsbürgerkunde gibts allmählich viele; daneben aber sind Werke nötig, die den Lehrer, überhaupt den Staatsbürger orientieren und doch nicht so fachgelehrt sind, daß nur der Jurist sie versteht. *Teubner's Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde* leistet diesen Dienst vortrefflich. Die Staatskunde umfaßt 3, die Wirtschaftskunde 2 Bände; innerhalb jedes Bandes sind die einzelnen Hefte wiederum relativ selbständig (die Seitenzählung hat jedes für sich, und jedes ist einzeln käuflich). Der Gesamtumfang beträgt etwa 1700 Seiten in großem Oktav, der Gesamtpreis für die Staatskunde gebunden 34 Mark, für die Wirtschaftskunde gebunden 42 Mark, was in Anbetracht des Gebotenen durchaus nicht unangemessen ist.

Vielen Lesern der CW werden Einzelheiten des in der Wirtschaftskunde Gebotenen fern liegen. Aber so gewiß z. B. uns Theologen durch die Arbeit Naumanns und der Evangelisch-Sozialen Kongresse eingeprägt worden ist, daß zu begründetem Urteil über die meisten sozialpolitischen Reformen solche Sachkenntnisse gehören, wie sie eben nur der Fachmann der Wirtschaftspraxis und Wirtschaftstheorie hat, und so gewiß wir uns solches Urteil nicht nebenher in ein paar Mußestunden erwerben können, man soll doch hier wie anderwärts *nicht* sagen: „Weil ich die Dinge nicht ganz kennen lernen kann, lasse ich überhaupt den Finger davon.“ Nein, Fachmann auf *allen* Gebieten des vielverzweigten Wirtschaftslebens ist längst Niemand mehr, auch kein Sozialökonom. Aber es geht in der Wirtschaftswissenschaft wie in anderen Wissenschaften so: manche ihrer Fragen sind auch dem Laien, der sich ernstlich um Sachkenntnis müht, bald im Kerne verständlich. Und der Glaube, daß das Christentum nicht eine weltfremde (wenn auch vielleicht schöne) Theorie sei, sondern noch heute als Macht der Gerechtigkeit und des Fortschritts zu wirken vermag, wird wieder um so stärker werden, je mehr die berufsmäßigen Vertreter des Christentums Sachkenntnis auch in sozialwirtschaftlichen Fragen beweisen. Welche ungeheure Bedeutung für Gesundheit und sittliche Entwicklung unseres Volkes besonders das Wohnungswesen hat, das drängt sich jedem Lehrer und Pfarrer, der nicht blind ist, ja ständig auf. Oberregierungsrat *Rusch* in Dresden, der den einschlägigen Abschnitt in Teubners Handbuch bearbeitete, stellt die Dinge sehr knapp und sachlich, fast nüchtern dar und lehnt weitgehende Reformpläne wie die Kampffmeyers und Anderer ab, das Wohnungswesen zu vergesellschaften oder ganz zu vergenossenschaften; aber die einfachen Tatsachen, die er mitteilt, müssen bei jedem ernstem Leser den leidenschaftlichen Willen wachrufen, gegen die furchtbare Not zu kämpfen, die hier auf unserem Volke lastet. Ich nenne von den weiteren Abschnitten der Wirtschaftskunde nur einige: *Sieveking*

behandelt die Geschichte der Wirtschaft und der wirtschaftlichen Lehrmeinungen, Jahn die Sozialpolitik, August Müller das Genossenschaftswesen, Bräuer Lohnformen und Löhnungsmethoden, Liefmann Kartelle und Trusts; außerdem werden Betriebswirtschaftslehre, Geldwesen, Bankwesen, Verkehrspolitik, Landwirtschaft, Bergbau, Reichssteuersystem usw. behandelt.

Um anzudeuten, wie sich der Preis einzelner Abschnitte des Werkes stellt, erwähne ich, daß aus der Staatskunde das erste Heft des zweiten Bandes, das die sogleich zu erwähnenden Arbeiten von Heller, Valentin, Heuß und Gertrud Bäumer und damit eine Fülle wichtigen Stoffs zur politischen Ethik und politischen Pädagogik enthält, 2 Mark 10 Pfennige kostet, das mit den Beiträgen von Kuhl, Baumgarten, Sägmüller und Ziehen 1 Mark 50 Pfennige. Die Anlage der Staatslehre ist folgende: Wesen und Entwicklung des Staates (Richard Schmidt), Völkerrecht und Völkerbund (Meurer), Geschichte der Staatstheorien (Layer), Staat und Volk (Laun), Staat und Gesellschaft (Heller), Verfassungsleben des Auslandes (Mendelssohn-Bartholdy), Vertrag von Versailles (Rosenbaum), Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen (Heller), politische Parteien (Valentin), Presse (Heuß), Staatserziehung (Gertrud Bäumer), Verfassung und Verwaltung von Reich und Einzelstaaten (Jellinek), Heeresverfassung (von Kuhl), Staat und Kirche (vom katholischen Standpunkt Sägmüller, vom protestantischen Baumgarten), Bildungsrecht und Bildungspolitik (Ziehen), Kommunalverfassung (Norden), Recht und Leben (Rumpf), bürgerliches Recht (Rumpf), Strafrecht (Radbruch).

Pfarrer und Lehrer, überhaupt Alle, die sich für kulturpolitische Fragen interessieren, werden freilich meinen, es sei ein Mißverhältnis, daß der **Wirtschaftskunde zwei Bände gewidmet sind, die Hälfte des ganzen Werkes, dagegen dem Verhältnis des Staates zur geistigen Kultur** im engeren Sinne nur ein Teil zweier Lieferungen: die vorhin genannten Aufsätze von Heuß und Bäumer, Baumgarten, Sägmüller, Julius Ziehen. Es wird zwar gut sein, wenn alle Idealisten und so besonders auch alle Theologen sich zunächst einmal klar machen, wie sehr heute die Wirtschaft den Gang der Politik bestimmt, wie sehr sie es schon früher getan hat, wieviel Recht die ökonomische Geschichtsbetrachtung hat. Was wir bei Wahlen und in den politischen Parteien immer wieder erfahren, daß es nämlich schwer ist, gegenüber der Vormacht wirtschaftlicher Interessen kulturpolitischen Ideen ihr Recht zu wahren, das sollen wir, ehe wir uns darüber entrüsten, zuerst verstehen. Die Allermeisten beherrscht namentlich in Zeiten wirtschaftlicher Not die Sorge um die äußeren Lebensgüter ganz und gar, und der Idealist wie der Christ tun gut, demgegenüber nicht mehr zu sagen als: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch von Idealen, geistigen Gütern, biblisch gesprochen: von allen Worten Gottes. Dann aber dürfen und müssen wir dies auch betonen und denen, die blind und banausisch immer nur von ökonomischen Notwendigkeiten und Abhängigkeiten reden, entgegenhalten, daß z. B. die wichtigste innerpolitische Entscheidung in Deutschland im letzten Jahre, das Auseinanderfallen der Marx-Keudellschen Regierungskoalition, veranlaßt war durch den Widerstreit zwischen den in der Deutschen Volkspartei nicht preisgegebenen alten kulturpolitischen Idealen der Nationalliberalen und der klerikalen Schulpolitik des Zentrums.

Von hier aus ergibt sich natürlich der Wunsch, es möge, so gut die vorhin genannten kulturpolitischen Abschnitte des Werkes auch sind, bei einer Neuauflage doch sehr viel mehr eingegangen werden auf die kulturpolitischen Mächte, Theorien und Probleme, auf Religion und Weltanschauung der politischen Parteien, auf die sehr verschiedenen Bedeutungen der Worte „konfessionelle Schule" „Gemeinschafsschule" usw., auf die Stellung des Staates zur Freiheit der Wissenschaft in den verschiedenen Fakultäten, zur Freiheit der Kunst, auf die sich mehrende Konfessionslosigkeit, auf die innere Mannigfaltigkeit des deutschen Protestantismus und auch des deutschen Katholizismus. So würde das Werk erweitert zu einem Handbuch der Staatskunde, Wirtschaftslehre und Kulturpolitik, und damit würde es der wirklichen Struktur des politischen Lebens in Deutschland noch besser entsprechen.

Innerhalb der bisherigen Abgrenzung aber ist die Aufgabe, auf Grund geschichtlicher Übersicht eine Kenntnis der gegenwärtigen Bewegungen und Probleme zu verschaffen, gut gelöst. Das Werk hat viel Objektivität, namentlich auch in Jellineks Bericht über die Reichsverfassung. Stärker tritt Subjektives und Polemisches in denjenigen Stücken der ersten Abschnitte hervor, die sich mit der französischen Politik und mit dem Völkerbund befassen. Sie sind während der Ruhrbesetzung geschrieben und man darf fragen, ob die Verfasser sie heute noch ebenso schreiben würden (wie denn das ganze Werk, das 1923 bis 1928 erschienen ist, zum größeren Teil bereits 1924 vorlag). Im übrigen hat jene Objektivität der allermeisten Partien die Wirkung, daß sie sich lesen, als seien sie gerade für heute geschrieben, und daß das Ganze auf lange hinaus seinen Wert behalten wird. Besonders ist es dem Heft über den Vertrag von Versailles zu Gute gekommen, daß es nicht in der Krisis von 1923, sondern erst 1926 erschienen ist, nach Deutschlands Eintritt in den Völkerbund und dem Dawes-Abkommen; so konnte hier ein sehr klarer Überblick über den Weg gegeben werden, der von Versailles nach Locarno geführt hat. Weil der Deutsche immer wieder geneigt sein muß, den Versailler Vertrag als Monument von unserer Zeiten Schande anzusehen, sollen wir uns klar machen, daß seine Auswirkungen schon eine nicht einheitliche Entwicklung durchgemacht haben, daß diese Entwicklung sich aber für das Empfinden der Mitlebenden sehr langsam vollzieht.

Natürlich läßt sich hier und da fragen, ob der Stoff anders abzugrenzen gewesen wäre. Richard Schmidt gibt, das Wesen des Staates behandelnd, zugleich einen Abriß der Weltgeschichte als Staatengeschichte — gehört so viel Geschichtliches in solches Handbuch für weitere Kreise? Wiederum hätte ich gern noch ausführlicher gesehen den lehrreichen Bericht Mendelssohn-Bartholdys über einige wichtige ausländische Staatsverfassungen, besonders auch über die Verfassung des Bundes sehr verschieden gearteter Länder, den heute das Britische Weltreich darstellt; wie sehr kann es uns z. B. zu denken geben, daß England möglichst keine Fachleute zu Ministern ihres Gebiets macht. In Layers Geschichte der Staatstheorien ist die Bedeutung der Reformation kräftig hervorgehoben, nur erscheint Calvin hier demokratischer, als geschichtlich zutrifft. Natürlich läßt sich überhaupt eine Anzahl von kleinen Irrtümern bemängeln, so, wenn in Hellers sehr frisch und klar geschriebenem Aufsatz über die von der Reichsverfassung dem Deutschen gegebenen Grundrechte und Grundpflichten mißverständlich von „Weltlichkeit der Simultanschule" gesprochen wird, oder wenn Valentin in seiner höchst anregenden Skizze des politischen Parteiwesens die 1893 eingetretene Spaltung der Freisinnigen bereits in die achtziger Jahre setzt und wenn er Döllinger (der Kirchenhistoriker war) als Kirchenrechtslehrer bezeichnet; spricht er von der evangelischen Orthodoxie, deren Führer Stahl wurde, als „protestantischem Pharisäertum", so müßten solche fahrlässige Urteile natürlich unterbleiben.

Aber all dies bedeutet wenig gegenüber dem Wert des ganzen Werks, das seines großen Gegenstands würdig ist. Möge es, Kenntnis von Staat und Wirtschaft verbreitend, zugleich Sinn für den Ernst der Pflichten wecken, die wir gegen den Staat haben, und für den Zusammenhang des Politischen mit dem Sittlichen, mit einem letzten Glauben, wie ihn Schmidt am Schlusse des ersten Heftes schlicht ausspricht: „Die beiden Hauptfeinde alles Staatslebens der Gegenwart, der Geist der Überheblichkeit einer Nation über andere Völker und der Geist des Hasses einer Klasse gegen die anderen Klassen des eigenen Volkes, lassen sich nur dann wirksam unschädlich machen, wenn sich die Überzeugung von dem Walten einer höheren Vernunft über allen Völkern und Klassen erneut in der Menschheit Bahn gebrochen hat."

Kiel Hermann Mulert

Der Glaube als Wagnis

Vgl. CW 12, 1928

Mit großem Recht hat, wie mir scheint, der Herausgeber dieses Blattes kürzlich (Nr. 12, Sp. 545 f.) vor dem Mißbrauch des Ausdrucks „Wagnis des Glaubens" gewarnt, insofern nämlich als damit gemeint ist, daß man es „riskiert" und womöglich sich „anquält", zu glauben. Ein solches Wagnis des Glaubens wäre offenbar ein blinder Griff ins Dunkle auf gut Glück. Mag der Glaube in irgendeinem Sinne ein „Sprung ins Dunkle" genannt werden können, — unmöglich darf es doch so verstanden werden, wie ich etwa, wenn ich am Kreuzweg stehe und der Wegweiser fehlt, auf gut Glück irgendeine Richtung einschlage und so riskiere, am Ziel anzukommen oder es zu verfehlen.

Solches Reden vom Wagnis des Glaubens, meint Rade mit Recht, widerstreite der christlichen Glaubensgewißheit. Deshalb sei das Reden vom Wagnis des Glaubens nur dann legitim, wenn gemeint ist, daß der Glaube „etwas wagt". „Nicht den Glauben wagen, sondern im Glauben wagen." Darin scheint mir etwas sehr Richtiges zur Geltung zu kommen, nur scheint es mir in dieser Formulierung demselben Mißverständnis zu unterliegen wie jene andere Rede. Denn wenn ich im Glauben etwas wage, wage ich dann nicht zugleich den Glauben? Wage ich dann nicht zugleich und dann erst zu glauben? Und setze ich dann den Glauben nicht aufs Spiel? Habe ich wirklich im Glauben gewagt „zum Berge zu sprechen: Hebe dich von hinnen dorthin" — wie, wenn das Wagnis scheitert? ist dann nicht auch der Glaube gescheitert? Vielleicht nicht, aber eben vielleicht nicht! Denn gewagt habe ich jedenfalls den Glauben, wenn ich im Glauben wagte.

Mir scheint deshalb jene Antithese falsch zu sein. Mit Recht will sie freilich darauf aufmerksam machen, daß man einen abstrakten und allgemeinen Glauben gar nicht haben kann, und daß der Wahn, man müsse es „riskieren zu glauben", gar nicht weiß was Glauben heißt. Denn Glauben heißt nicht im allgemeinen, die Verkündigung von Gottes vergebender Liebe annehmen und von ihrer Wahrheit überzeugt sein, sondern das Leben darauf stellen. Das aber bedeutet nicht, diese Überzeugung neben andern als die wertvollste und wichtigste besitzen, sich gelegentlich und vielleicht oft auf sie besinnen und sich ihrer trösten, sondern durch die Verkündigung und den Glauben an sie je mein Jetzt bestimmt sein lassen. Wenn die Verkündigung von Gottes vergebender Liebe wirklich mir, d. h. mir für je meine konkrete Lebenssituation gilt, so ist sie abgelöst von dieser gar nicht verständlich, und ich soll nicht überhaupt und im allgemeinen glauben, neben oder hinter meinen sonstigen Verhaltungen auch glauben, sondern ich soll hier und jetzt glauben, als einer, der etwas zu tun (oder zu leiden) hat, und der dies Tun im Glauben tun soll, der sein Tun im Glauben wagen und im Tun seinen Glauben wagen soll.

Möglich, daß ich im Gottesdienst das Wort der Verkündigung höre und dabei nichts zu tun oder zu leiden habe, als eben zu hören. Möglich vielleicht, daß mich das Wort so trifft, daß ich mich ihm glaubend beuge, daß ich es wage zu glauben. Aber dieses Glauben wäre kein echtes, wenn nicht in sein Licht die Alltäglichkeit tritt, in der ich mich alsbald wieder befinde, und für die das Wort gesprochen ist. Lasse ich dann nicht je meine Gegenwart durch das zu mir gesprochene Wort qualifiziert sein, so habe ich auch damals beim Hören gar nicht geglaubt. Nur wenn ich jetzt wirklich unter dem Wort mich und meine gegenwärtige Situation verstehe, wenn ich jetzt im Andern, der mir begegnet, den Nächsten sehe, zu sehen wage, nur dann habe ich geglaubt und glaube ich.

Deshalb ist es gewiß richtig, dagegen zu streiten, daß man den Glauben wage, ohne im Glauben je etwas zu wagen, daß es ein Wagnis des Glaubens gäbe, das nicht zugleich ein Wagnis im Glauben wäre.

Aber ebenso bestimmt muß gesagt werden: es gibt kein Wagnis im Glauben, das nicht zugleich ein Wagnis des Glaubens wäre. Denn sonst käme man auf einen genau so abstrakten und allgemeinen Glauben hinaus wie dort. Was soll es heißen, daß ich etwas im Glauben wage, wenn ich nicht eben darin zu glauben wage? Sonst wäre ja der Glaube analog wie dort verstanden als eine Überzeugtheit oder eine Gefühlsbestimmtheit, die hinter meinem wirklichen Leben liegt, statt in ihm zu wirken. Sonst wäre ja der Glaube als ein Besitz meines „inneren Lebens" gedacht, auf den ich blicken könnte, und von dem ich den Blick dann wieder nach der andern Seite richten müßte, auf meine „Aufgaben und Pflichten, Nöte und Anfechtungen". Nein, ich „habe" den Glauben nur, wenn ich ihn immer neu habe in meinen Pflichten und Nöten.

„Fürchte dich nicht, glaube nur!" — das soll nicht heißen: „Wage mit dem Glauben endlich einen Anfang zu machen", sondern: „Wage im Glauben zu bleiben"? Gut! aber wie ist ein „Bleiben" im Glauben anders möglich, als daß der Glaube immer neu ergriffen wird? — „Stelle den Glauben, den du hast, auf die Probe"? Gut! aber wie ist denn dies „Haben" des Glaubens beschaffen? Kann man denn den Glauben „haben" und außerdem ihn auf die Probe stellen? Oder „hat" man den Glauben nicht nur so, daß man ihn beständig auf die Probe stellt, — besser: daß er beständig auf die Probe gestellt wird? Anders „hat" man doch wohl auch eine Freundschaft, eine Liebe nicht, als täglich neu. Dies „Haben" ist doch wohl ein anderes als das Haben von Geld und Gut oder das Haben von Überzeugungen oder Gefühlen.

Es gibt allerdings einen Wechsel des Blicks. Aber dieser geht nicht zwischen meinem Glauben und meinen Pflichten und Nöten, sondern zwischen diesen Pflichten und Nöten und dem, woran ich glaube: Gott und sein Wort. Nur im Blick auf seinen Gegenstand, der auch sein Ursprung ist, ist der Glaube seiner selbst gewiß; im Blick auf sich selbst ist er immer ungewiß. Und deshalb ist der Glaube ein „Sprung ins Dunkle", weil der Mensch die Gewißheit finden möchte im Blick auf sich, und weil er gerade sich fahren lassen muß, um den Gegenstand des Glaubens zu sehen. Eben dies ist für den natürlichen Menschen ein „Sprung ins Dunkle". Aber das bedeutet kein Risiko, kein Würfelspiel, keinen blinden Griff ins dunkle Glück, sondern ein wissendes Wagen. Denn der Mensch ist nicht gefragt, ob er eine Theorie über Gott akzeptieren will, die möglicherweise falsch ist, sondern ob er Gottes Willen gehorchen will.

Marburg Rudolf Bultmann

Die neue Geschichte der Ethik

Zu Ottmar Dittrichs Geschichte der Ethik

1

Zu den interessantesten Beobachtungen, die an der Geschichte des menschlichen Geistes gemacht werden können, gehört die des allmählichen Aufdämmerns des Gedankens von sittlicher Freiheit — mag sie nun wo immer und wie immer ihren Sitz und Grund haben. Und nicht minder interessant ist die andere Beobachtung, mit welchen Mitteln der Mensch diese aufdämmernde und aufgedämmerte und empfundene Tatsache sittlicher Freiheit nunmehr wieder abzustreiten sucht. Der Weg, den der Geist bei der ersten dieser Feststellungen geht, mag als ein intuitiver bezeichnet werden; dann ist der andere ein rationaler. Und es ist drittens hoch interessant, wie schon während der lang andauernden Epoche, während deren das Bewußtsein von Freiheit in sittlicher Beziehung aufdämmert, etwas im Menschen sich geltend macht, das mit dem Anschein von intuitiver Besinnung sich dem Durchbruch des Freiheitsgedankens entgegenstemmt. Dabei kann man dann aber oft im Einzelnen beobachten, wie diese der Freiheit und Verantwortlichkeit entgegenstrebenden Empfindungen teils durch das rationale Denken selbst immer wieder gesteigert, teils aber auch durch einen gesteigerten Intuitionismus bei Seite geschoben und überwunden werden.

Die ganze Geschichte des ethischen Bewußtseins, die Geschichte der Ethik im weiten Verstande des Wortes, kann unter diese Beobachtung gestellt und mit ihr ausgeführt werden. So tief wir auch unter unsere Kulturlagen zurückgehen mögen, sei es in der Gegenwart, sei es in der Vergangenheit, so treffen wir niemals auf menschliche Verbände, denen jenes Empfinden sittlicher Freiheit fehlt. Es ist zwar oft ein ungeklärtes Empfinden, das darum auch täuscht, vor allem nicht vorhandene Freiheit, ein stärkeres Maß derselben, als wirklich vorhanden ist, vortäuscht. Aber auch darin sind diese tieferen Schichtungen der Menschheit durchaus nicht grundsätzlich von den höher zivilisierten unterscheidbar, da die letzteren selbst dann, wenn das verstandesmäßige Denken längst zu der Erkenntnis des gar zu oft nur vorgespiegelten Freiheitsgedankens fortgeschritten ist, noch immer nicht von jenen verkehrten Ideen der Freiheit lassen, die dem Menschen ein verkehrtes Selbstbewußtsein einhauchen. Freilich muß derjenige, der die Geschichte der Ethik unter diesem Gesichtspunkte durchgehen will, vieles von den Einzelheiten, auch manches Beachtenswerte in den ethischen Systembildungen aus dem engeren Kreise der Betrachtungen ausschließen. Auf der anderen Seite jedoch würde er, wenn er jenen Weg mit Entschiedenheit zu Ende geht, dadurch entschädigt, daß sich ihm gerade der unwissenschaftliche literarische Niederschlag des pulsierenden Le-

bens, das wirklich gelebte sittliche Leben in voller Freiheit also, immer wieder anbietet, mit den hierhin und dorthin zerrenden Motiven, unter denen der Mensch auf seinem Gang von Zivilisation zur Kultur und von dieser zurück zu bloßer Zivilisation sich vorfindet.

Ich wiederhole, es ist für den Augenblick ganz gleichgültig, ob diese Freiheit eine Funktion des Willens oder der Urteilsbildung ist, und ob als solche wieder eine durch Einsicht, Verstand oder Gefühl bestimmte. Auf nichts weiter soll jetzt der Ton gelegt werden als darauf, daß der Mensch Freiheit besitzt, durch welche sein sittliches Verhalten bestimmbar ist. Und daß er diese Freiheit besitzt, das hat ja nur die alte deterministische Schule bestritten, und zwar von dem grundverkehrten Argumente aus, daß der Wille des Menschen determiniert ist. Der Wille mag immerhin gänzlich determiniert sein, festgelegt durch den psychischen Nexus, innerhalb dessen Willensregungen auftreten: damit ist nichts gegen die Tatsache menschlicher Freiheit, gegen die sittlich freie Entscheidung, gesagt. Oft ist ein ausdrücklicher Entschluß zur Freiheitsleugnung zu bemerken; die Leugnung, auch die Abschwächung der Freiheit erscheint dann als eine Willenstat, d. h. der Wille ist jenes Bereich psychischer Objektsetzung im Subjekt, das etwas, was zuvor als möglich vorgestellt war, zur Ausführung bringt. Die Abschwächung oder Leugnung der Freiheit findet auch dort statt, wo der Mensch das Bereich des Bösen, von dem er sich gedrängt und genötigt fühlt, als unwiderstehlich ansieht. Das gerade ist eine sehr beliebte Wendung dieses Abschwächungsverfahrens, die innerhalb der Religionen ebenso wie innerhalb der Philosophien begegnet.

Nicht daß der Mensch überhaupt das Böse als die Ausgeburt einer bösartigen Potenz ansieht, bedeutet schon die Abschwächung oder Leugnung der Freiheit. Das Reich des Bösen drängt sich dem Beobachter der Verwicklungen des Lebens als eine machtvolle Sphäre auf. Gewaltig bringt es sich im Leben der sozialen Verbände wie im Einzelleben zur Geltung. Aber daß das Reich des Bösen unwiderstehlich übermächtig gedacht wird, darin birgt sich das Motiv der Abschwächung und Leugnung der Freiheit. Immer wieder, seit ältesten Zeiten, und so auch in der Sphäre der Primitiven, versucht der Mensch, die Möglichkeit und den Begriff des Bösen aus den übermächtigen Potenzen außer ihm herzuleiten. Er erklärt sich selbst zum Spielball der Übermacht und stellt sich ihr gegenüber fatalistisch ein. Mag Pindar das mysterisch-eleusinische Ethos zu der Verheißung weiterbilden, daß nur, wer erst im Erdenleben dreimal von Fehle frei blieb und darauf ebenso dreimal im Hades sich fehllos hielt, ins Himmelreich des Kronos kommt; mag somit die Intuition ihren Weg finden, um die Verantwortlichkeit und das für sie nötige Maß der Freiheit einzugestehen: so zeigt dann die gleichzeitige Dramatik der Hellenen die „unfreiwillige Irrung" auf, wie Dronke es genannt hat. Durch Fatum oder Götterfügung entsteht dem als recht erkannten Handeln des Menschen das unüberwindliche Hemmnis, welches in seiner beschränkten Einsicht liegt. Der Sünder verfällt bei edelstem Wollen dem Verhängnis der Irrung und wird dadurch seinem unverschuldeten, tiefst tragischen Leiden entgegengeführt, das nicht in ethischer, sondern in metaphysischer Tragik beruht — allerdings im Leiden siegend wie die Sophokleische Antigone. So wird die Übermacht, die den Menschen in seinem Verhalten entschuldet und entethisiert (der sittlichen Beurteilung entnimmt), eingeführt. Aber nicht minder kräftig reden alsbald in dieser Dramatik die Eumeniden der Verantwortlichkeit das Wort. Ihre Gestalten bewähren die der Entethisierung trotzende Kraft der Intuition. Dann freilich sind die Erinyen ein Produkt der Intuition. Sie sind ja des Gewissens Personifikation, und nirgend anders als in der Intuition vermag das Gewissen sein Recht zu behaupten. Vor dem klügelnden Verstand, der mit Pflicht und Forderung marktet, versagt des Gewissens Stimme. Nichts hat sie zu reden, wo der Verstand mit seinen Berechnungen anhebt. Darum, als der Verstandesmensch die vernünftige Erwägung zur Grundlage alles Handelns machte, ward das Bollwerk des Ethos bald zerstört. Verstand macht Politik, im Kleinen wie im Großen, und nimmt den Menschen als politisches Wesen, und dann fegt die politische, bürgerliche Tugend die innere Tugendhaftigkeit aus.

Es ist der apriorische Charakter des Gewissens wie der Freiheit, der nur rein intuitiv erfaßt wird. Auch der Christ kann es nicht anders. Auch er verfehlt seine sittliche Einsicht, wenn er zu klügeln beginnt. Der Verstand stellt sich dem Apriori des Pflichtgebotes entgegen. Eben deshalb, weil das Ethos nicht ein Produkt des Verstandes, sondern der Intuition ist, wird eine Geschichte der Ethik ihrem Gegenstande um so mehr gerecht, je weniger sie sich auf die Analyse der philosophischen Systeme beschränkt und je mehr sie dem Wandel der menschlichen Psyche folgt und die philosophischen Systeme in ihrer Verflochtenheit mit den allgemeinen psychischen Wandlungen betrachtet.

Das ist zum ersten Male in vollem Umfange in dem Werke geschehen, das mir zu den voraufgeschickten Bemerkungen Anlaß gegeben hat.

2

Von Ottmar Dittrichs*) Geschichte der Ethik liegen bisher drei Bände vor. Der erste Band führt vom homerischen und hesiodischen Kreis bis zu Plato und Aristoteles, der zweite vom Epikuräismus und der Skepsis über den Synkretismus zur christlichen Ethik, die bis auf Gregor den Großen geführt wird; der dritte Band behandelt das Mittelalter und den Übergang zur Reformation. Der Verfasser scheidet die orientalischen Völker aus seiner Untersuchung aus und begründet dies mit der Überzeugung, daß auch in Indien, China und Japan, gar erst im alten Babel und Ägypten nie und nirgend etwas an ethischen Anschauungen und Gedanken hervorgetreten sei, das nicht auch in der abendländischen Ethik selbständig gedacht oder, war es wirklich von Bedeutung, in sie aufgenommen worden wäre. Er hätte die Begründung seiner Begrenzung vielleicht besser damit allein gegeben, daß, was er gleichfalls hervorhebt, die abendländische Ethik die einzige ist, bei der wir einen geschlossenen Entwicklungsgang von alter Zeit bis zur Gegenwart schon jetzt zu erkennen vermögen.

Die Art, wie der Verfasser den auch so ungeheuren Stoff durchgearbeitet und gemeistert hat, zeugt von erstaunlicher Beharrlichkeit in eindringender Genauigkeit und scharfer philosophischer Linienführung, beides wieder auf dem mit unermüdlicher Quellenforschung und philologisch-historischer Kritik erworbenen Fundamente der ausgebreitetsten Einzelkenntnisse. Ja Dittrich vergrößert seinen Stoff gegenüber demjenigen, der gewohnheitsmäßig in Geschichten der Ethik verarbeitet wird, durch die Verbreitung der Blickebene über die Spannweite und den Tiefgang des Lebens in den verschiedenen Schichten, in die es die Menschen hineinzieht. Immer hat Dittrich deutlich vor Augen, daß die Darstellung der Geschichte der Ethik zum Ausdruck bringen muß, daß die Ethik der Rückhalt der Weltanschauung ist. Durch diese Erfassung seiner schwierigen Aufgabe legt er uns ein Werk vor, das durch seine großen Vorzüge dazu berufen scheint, auf lange hinaus das führende Hilfsmittel für das Studium einzelner Gebiete aus der Geschichte der Ethik zu sein. Zwei Hauptzüge des Werkes mögen aber besonders hervorgehoben werden.

In allen drei Bänden ist das glücklich durchgeführte Bestreben erkennbar, das ethische Leben und Denken mit

*) Ottmar Dittrich, Geschichte der Ethik. 1. Band: Altertum bis zum Hellenismus. VIII und 374 S. 15 M., in Ganzleinen 17.50 M. — 2. Band: Bis zum Ausgang des Altertums. 311 S. 12 M., in Ganzleinen 14.50 M. — 3. Band: Mittelalter bis zur Kirchenreformation. 510 S. 20 M., in Ganzleinen 23 M. Leipzig, Felix Meiner.

gleichmäßiger Genauigkeit über den Niederschlag in der wissenschaftlichen Literatur der Zeitalter zurück zu verfolgen in das Empfinden der Kreise hinein, welche der Wissenschaft mehr oder weniger fern stehen. Auf diese Weise ist es gelungen, die ethische Bewegung des Menschengeistes überall aus der gesamten Kulturbewegung heraus zu lösen und doch wieder ganz in Zusammenhang mit derselben und als integrierenden Teil derselben darzustellen. Der Gewinn, der für die Erfassung der ethischen Bewegung hieraus folgt, ist groß. Immer werden die Verbindungsfäden sichtbar, welche vom fließenden Leben zu den lebensanschaulichen Erwägungen, von der vielleicht ethisch nicht tief beeinflußten Praxis zur ethischen Theorie und auch umgekehrt hinüber führen. Das aber zu erkennen, ist etwas von dem Allerwichtigsten, soll die Ethik ihrer das Leben bestimmenden Aufgabe gerecht werden. Ich meine, durch diesen gründlichen Aufbau der Geschichte der ethischen Bewegung ist es dem Verfasser auch gelungen, unserer geschichtsflüchtigen Zeit die Notwendigkeit klar vor die Augen zu stellen, daß am historischen Stoff beginnen muß, wer die Einwirkung einer Idee auf die unmittelbare Gegenwart abschätzen und herbeiführen helfen will.

Nun zum anderen Moment. Ein Historiker der Ethik des Gesamtlebens schreibt hier, der nirgend in diesem Werke seinen eigenen Standpunkt auf dem Boden der christlichen Ethik verleugnet, unter dessen Feder sich vielmehr, ohne daß es irgend der historischen Gründlichkeit Eintrag täte, eine auf die christliche Erfassung des Sittlichen hinstrebende Geschichte der Ethik systematisch abrundet. Hier ist z. B. mit klaren Strichen herausgearbeitet, wie die ethische Hybris, wo sie sich zeigt, immer wieder Platz machen muß der Einsicht in die Unmöglichkeit, der sittlichen Forderung zu genügen. Damit ist aber zugleich das Andere gezeigt, daß die sittliche Forderung, auch wo der empirische Geist es ablehnen möchte, als eine nicht der Empirie zu entnehmende, sondern als eine metaphysische, absolute, d. h. eine nicht aus dem Zusammenhang des empirischen Lebens sich einstellende, sondern im Unsinnlichen heimische Pflicht empfunden wird. Wo das mit Bewußtsein geschieht, da tritt immer wieder hervor, daß der Mensch sich bei seiner mangelhaften Pflichterfüllung und seinem noch so redlichen Bemühen nicht beruhigt. Denn das liegt nun einmal dem Menschen in Fleisch und Blut, daß er, falls er sich nicht geflissentlich aufs Markten mit dem Gewissen verlegt, sondern gegen sich selbst ehrlich ist, das sittliche Ideal als eine Absolutheit anerkennt. Dabei lernt gerade der sittlich strebende Mensch seiner eigenen Kraft mißtrauen und gewinnt Einsicht in seine Minderwertigkeit, jedoch in der Überzeugung, daß sein Unvermögen etwas Nichtseinsollendes ist, das gleichwohl aufzugeben und durch ein Sein-Sollendes zu ersetzen er nicht im Stande ist.

Ganze Perioden der Geschichte rollen ab, in denen die Abstumpfung des sittlichen Bewußtseins um sich greift. Zeitalter sittlicher Depression durchsetzen den sittlichen Anstieg. Bei Erwägung der verschiedenartigen Strebungen, die auf die Menschheit einwirken, erscheint das sehr verständlich. Denn die Minderwertigkeitseinsicht besteht nur dann rein weiter, wenn der Mensch den Blick auf das Ziel gerichtet behält und dabei nicht erschlafft. Irrt aber sein Blick ab, dann weicht die Einsicht in die Minderwertigkeit dem krankhaften Minderwertigkeitsgefühl, das dem Ziel entsagt. Dieses wieder wird überwunden bei der Aussicht auf Erhebung aus der Schwachheit, Erlösung aus der Gebundenheit, kurz, durch das Evangelium, durch die Gnadenkraft, die in dem Schwachen zur Macht wird. Und wo immer dies Evangelium Raum gewinnt, da entsteht positiv sittliche Zuversicht; da bricht auch das Bewußtsein der Freiheit, jene intuitive Erkenntnis vom eigenen Wesen des Menschen durch, jener Freiheit, die nur in der Gebundenheit an die Gnade kräftig und überhaupt wirsam ist.

Die Geschichte der Antike und die der christlichen Ethik, beide auf ihr Prinzip zurückgeführt und in diesem ihrem Prinzipe erkannt und daran gemessen, sie bieten uns das Bild der doppelseitigen Beschaffenheit des Menschen in sittlicher Beziehung, wie er auch in unseren Tagen lebt, ganz so wie in anderen Perioden, welche die Geschichte der Ethik beleuchtet. Die Geschichte wird da zur entbreiteten Gegenwart. Die Erkenntnis, daß des Menschen Wesen gegenüber den Forderungen des Ethos ohnmächtig ist und an ihnen zerbricht, ist, wie schon früher angedeutet wurde, auch der Antike eigen. Was aber die Antike nicht besitzt, das ist — ich nehme hier diese Punkte ganz einfach aus Dittrichs Darstellung heraus — 1. das Eingeständnis des Menschen, daß er selbst, und nicht etwa das Schicksal oder die Gottheit, seine Trübung und Irrung und Verwirrung und damit im letzten Grunde auch das Beharren in der Ohnmacht verursacht hat; 2. fehlt es an der Zuversicht auf die aus Gott kommende Kraft, welche den Ohnmächtigen aufrichtet und stärkt und ihm das Bewußtsein gibt: gerade wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.

Und dieser Doppelmangel ist allezeit und so auch heut das Charakteristikum des natürlichen Menschen. Erst durch das Christentum, erst wo es als Evangelium wirksam ist, sind die Einsicht in die eigene Schuld und in die Tatsächlichkeit der göttlichen Gnade, die im Schwachen mächtig wird, zu Faktoren des ethischen Seins geworden. Auf dieser Grundlage, welche in der ganzen Anlage dieses Geschichtswerkes sich emporhebt, ist es dem Verfasser auch möglich geworden, eine eingehende Berücksichtigung des Zeitalters der mittelalterlichen Mystik vorzunehmen, deren Einordnung in die ethische Bewegung dem Historiker der Ethik nicht geringe Schwierigkeiten zu bereiten pflegte. Mir scheint indessen, daß diese Schwierigkeit im vorliegenden Falle dazu verleitet hat, zuviel von dem den ethischen Stoff nicht berührenden Gedankengut der Mystiker zu erwähnen, ohne es in die Darstellung der ethischen Spekulation hinein zu weben. Anderseits will ich nicht verkennen, daß da ein Zuviel besser ist als ein Zuwenig, zumal über diese Schriftsteller weit mehr geredet als gewußt zu werden pflegt und jedenfalls nur durch die Aufrollung des mystischen Anschauungshintergrundes die Stellung ganz verständlich gemacht werden kann, welche das Ethos dort einnimmt. Allerdings wäre dann meines Erachtens um der Gleichmäßigkeit willen eine stärkere Berücksichtigung auch des Zeitalters, in dem das Christentum auftrat, nicht von Nachteil gewesen. Der Hellenismus mit seinem vielseitigen Gewirr und Geschiebe scheint mir nicht in gleich genügendem Maß zum Wort gekommen.

Was noch besonders hervorgehoben werden muß, das sind die Anhänge der drei Bände. Zunächst Quellennachweise und literarische Verweisungen in höchstem Ausmaß und zweckvollendeter Anordnung. Dann ein „Nachschlagebehelf", der im ersten Bande 38, im zweiten 38, im dritten 70 dreikolumnige Seiten einnimmt. Die Arbeit, welche auf dies Stichwortverzeichnis verwendet worden ist, ist wohl das Großartigste, das überhaupt bisher in der wissenschaftlichen Literatur in dieser Hinsicht vorhanden ist. Diese Nachschlagebehelfe, die eigentlich ein Werk für sich bedeuten, machen Dittrichs „Geschichte der Ethik" zugleich zu einer lexikalisch verwertbaren Enzyklopädie und ermöglichen, jedem Begriff, über den man sich gesondert orientieren will, in seiner historischen Entwicklung nachzugehen.

Theologen wie Philosophen werden dem Verfasser und dem Verlag für die von beiden der Wissenschaft dargebrachten großen Opfer ehrlichen Dank zollen. Der Wissenschaft ist mit dieser „Geschichte der Ethik" ein Werk beschert worden, das, wenn es erst vollständig vorliegen wird, als unentbehrliches Handbuch aller Studien auf ethischem Gebiete gelten wird.

Wien Karl Beth

Friedrich Albert Lange und die Kulturkrisis der Gegenwart

1. Das Recht des Materialismus als Forschungsmaxime. 2. Das Unrecht des Materialismus als Weltanschauung. 3. Der ethische Materialismus als Kulturgefahr. 4. Der „Standpunkt des Ideals. 5. Zurück zu Kant

1. Das Recht des Materialismus als Forschungsmaxime

Das Thema wollen wir zunächst in seiner Dunkelheit auf sich beruhen lassen. Langes „Geschichte des Materialismus", 1865 erschienen*), schließt allerdings mit der Prophezeiung einer Kulturkatastrophe, die „einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt." Aber wir wollen nicht in die geistlose Mirakelsucht verfallen, die an einem Propheten vor allem dieses schätzt, daß er die Zukunft vorhergesagt hat; ein Prophet ist ein Führer, kein Wahrsager. Lange sagt in dem geradezu weihevoll gehobenen Schlußabschnitt seines unsterblichen Werkes einmal (S. 511): es sei wahrscheinlich, daß aus der zusammenbrechenden Kultur „etwas möglichst Unsinniges auftauchen werde, wie das Buch Mormon oder der Spiritismus"; er hat auch darin recht behalten: aus den versumpften Überschwemmungswassern der Nachkriegszeit sind allerhand Irrlichter aufgestiegen, und unser Geschlecht gleicht dem Kranken, der auf die albernsten Kurpfuscher und auf jeden Wunderdoktor hereinfällt. Wir wollen nicht des Propheten Grab schmücken und uns gleichzeitig seiner unwürdig zeigen, indem wir ihn zum Wahrsager stempeln.

Ist doch dies das Erste, was wir von Friedrich Albert Lange sagen müssen, daß er nichts so sehr haßte wie die Verwirrung von Wahrheit und Wahn. Im Vorwort zur zweiten Auflage, die er als todkranker Mann noch selbst besorgt hat, spricht er von dem Anstoß, den Viele an dem Titel des Buches genommen haben: vom Anfang des ersten Bandes habe er auf das Ergebnis des zweiten Bandes (2, XIII) hingestrebt, und das heißt: er wollte zeigen, daß der Materialismus als Weltanschauung ein Unding, ja ein Unbegriff ist. Wir denken an Kants Eröffnung in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft: er habe das Wissen aufgehoben, um zum Glauben Platz zu bekommen. Aber Lange hat deshalb doch den Titel „Geschichte des Materialismus" beibehalten. Warum? Seine eminent wissenschaftliche Natur wollte nun einmal mit Nüchternheit und männlichem Mute, auch angesichts des furchtbaren Schicksals, das ihm wie seinem geliebten Schiller auf der Höhe des Lebens Feierabend bot, nichts an der Tatsache verschleiern: Wissenschaft im eigentlichen Sinne ist nur das, was nach der Methode des Materialismus als Wirklichkeit erkannt wird. Und so ist die Geschichte des Materialismus zunächst einmal und nicht unwesentlich eine Ehrenrettung der berüchtigten Materialisten.

Es ist ja unverkennbar, daß hier viel Unrecht gut zu machen bleibt. Die Geringschätzung der Matrie kennzeichnet das Griechentum wie das Christentum. Und Griechentum und Christentum sind eben doch die stärksten Faktoren der Kulturgeschichte des Abendlandes. Für Sokrates und Plato ist die materielle Welt eine Scheinwelt, Wahrheit und Wirklichkeit schreiben sie nur dem Begriff, der Idee zu. Die Materie, alles, was durch die Sinne „wahrgenommen" wird, wird nicht für wahr genommen, es gilt als Schatten und Schein, wenn nicht als eitler Wahn, als nichtseiend. Auch Aristoteles, der einflußreichste unter den griechischen Philosophen, behandelt die Materie geringschätzig, indem er ihr alle eigene Bewegung abspricht. In der hellenistischen Epoche, in der die vielgerühmte Heiterkeit griechischer Weltauffassung im trüben Strom eines dekadenten Pessimismus versank, wurde der Stoff erst recht zum Gegenspieler des Geistes und des Guten; ein schroffer Dualismus riß die Welt des Geistes von der Welt des Körpers los, die Materie hieß nun im absoluten Sinne kalt, finster, böse, tot. Das Christentum, das in dieser Epoche der Verzweiflung an der sichtbaren Welt sein Erlösungsmysterium verkündigte, verstand diese Erlösung nicht etwa als Erlösung der Welt, sondern als Erlösung von der Welt, als Erlösung aus der Welt des Sinnlich-Stofflichen und damit Bösen und Todverfallenen. „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze." „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus diesem Todesleibe?" Für das ganze Mittelalter ist diese hellenistisch-christliche Abwertung der Materie so etwas wie ein Axiom. Und als man später etwas von dem Gesetz der Trägheit, von den Eigenschaften der Schwere und Undurchdringlichkeit der Materie erfuhr, da „war bald das Schauergemälde fertig: die Materie ist eine dunkle, träge, starre und absolut passive Substanz" (1, 168).

Wie hätte auch das Christentum leidenschaftslos und gerecht über eine Weltanschauung urteilen sollen, die sich nicht auf göttliche Offenbarung, sondern ganz allein auf sinnliche Erfahrung und auf verstandesmäßige Verarbeitung des natürlich Gegebenen beruft, die alles auf natürlichem Wege zugehen läßt und das Wunder in jeder Form verwirft! Lange war als Pfarrerssohn in der Luft des christlichen Wunderglaubens und der christlichen Animosität gegen den Materialismus aufgewachsen; auch von da aus erklärt sich als Rückschlag manches Wort des Ingrimms über die den wissenschaftlichen Geist der Völker lähmende, den Fortschritt unterbindende Ungeistigkeit der sogenannten geistlichen Mächte. Dante hat Epikur, den bekanntesten unter den antiken Materialisten, in die Hölle versetzt — kein Wunder, daß Lange sich mit besonderer Liebe derer annimmt, die gekreuzigt und verbrannt worden sind, weil sie töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten. Mit beißender Kürze notiert er Tatsachen wie die, daß Giordano Bruno als Ketzer von dem kirchlichen Gericht der weltlichen Obrigkeit übergeben wurde mit der Bitte: „ihn so gelinde als möglich und ohne Blutvergießen zu bestrafen — das hieß bekanntlich, ihn zu verbrennen" (1, 193). Aber die reformatorischen Kirchen haben nicht viel besser gehandelt: „Nirgends erschien", sagt Lange, „der verknöcherte Dogmatismus bornierter als bei den deutschen Protestanten; im Namen Christi widersetzte man sich der Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders. Kepler wurde von seinem Stuttgarter Konsistorium ermahnt: ‚daß er seine fürwitzige Natur bezähmen und sich aller Dinge nach Gottes Wort regulieren und dem Herrn Christus sein Testament und Kirch mit seinen unnötigen Subtilitäten, Skrupeln und Glossen unverwirret lassen sollte' (1, 313). Den klassischen Vertreter des Atomismus, Demokrit, dem die Geschichte besonders übel mitgespielt hat, indem sie ihn der Vergessenheit überantwortete, verherrlicht Lange als den Vater echter Wissenschaft: „Aus nichts wird nichts; nichts, was ist, kann vernichtet werden; alle Veränderung ist nur Verbindung und Trennung von Teilen; nichts geschieht zufällig, sondern alles aus einem Grunde und mit Notwendigkeit" — mit solchen lapidaren Thesen hat Demokrit das feste Fundament der Wissenschaft gelegt; sie enthalten axiomatisch schon das, was die Sätze von der Unzerstörbarkeit des Stoffes, von der Erhaltung der Energie, von der durchgängigen ursächlichen Verflechtung alles Geschehens besagen. Und der „Grund" Demokrits, ohne den keine Veränderung möglich ist, bedeutet das mathematisch-mechanische Gesetz, dem die Atome mit unbedingter Notwendigkeit folgen.

Es ist unwissenschaftlich, das Geschehen aus Zwecken zu erklären. Aber die Geschichte des Geistes hat sich darum wenig gekümmert. Es ist dem Menschen eingeboren, alles nach seinem Bilde zu gestalten. Beim Kind tritt die Ver-

*) Die Zitate beziehen sich auf die 10. Auflage, Leipzig Verlag Brandstetter, 1921.

menschlichung alles Seienden mit naiver, hemmungsloser Selbstverständlichkeit auf; es personifiziert auch den Stein, an dem es sich gestoßen hat, es sieht überall menschenähnliche, beseelte, willkürlich handelnde große und kleine Wesen am Werk. Und im Künstler, der ja nur so weit Künstler ist, als das Kind in ihm lebendig blieb, sehen wir im großen Ausmaß diese Wunderkraft in schöpferischer Tätigkeit. „Poet", d. i. Schöpfer, ist der Künstler darum, weil er das Tote bildend beseelt, weil er in das Leblose Leben zaubert, Sinn und Zweck, Seele und Herz in das geistlose, herzlose Getriebe und Geschiebe des Weltmechanismus. Die Griechen wären nicht das klassische Volk der Kunst, wenn nicht gerade sie der Teleologie, der Zweckbetrachtung des natürlichen Geschehens in der Philosophie einen Tempel gebaut hätten. Es war vor allem Aristoteles, der diesen Drang zur Weltbeseelung in seinem philosophischen System befriedigte. Als Dichtung ewig bedeutsam, als künstlerische Verklärung und als religiöse Deutung der Welt ewig berechtigt, verpfuscht diese Betrachtung, wenn sie in die wissenschaftliche Erklärung hineinredet, die Wissenschaft in ihrer Grundlage und Grundhaltung. Lange verpönt wie sein geistiger Vater Kant die Verwirrung der Grenzlinien. Der Dichter mag die Schönheit und Zweckmäßigkeit der Natur preisen, der religiöse Mensch mag in Anbetung vor der Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers niederfallen, der alles „künstlich und fein bereitet und alles so herrlich regiere", der Metaphysiker mag über die Werte und Zwecke grübeln, denen der ungeheuerliche Aufwand von Stoffen und Kräften, den wir die Welt nennen, zu dienen bestimmt sei — Wissenschaft ist etwas Anderes, Wissenschaft ist Zurückführung des Unbekannten auf das Bekannte, der Veränderungen auf wirkende Ursachen, auf erkennbare, mathematisch bestimmbare, experimentell nachweisbare Erscheinungen und Tatsachen, Naturwissenschaft ist *mechanistische* Naturerklärung. Wir verstehen, daß Lange als Wissenschaftler einem Sokrates und Plato und Aristoteles gram sein mußte; er nennt sie Reaktionäre im schlimmen Sinne.

Wenn Kinder einen Erwachsenen mit ihrer ewigen Frage nach dem Warum in die Enge treiben, dann pflegt der Gefragte schließlich, weil er mit seiner Wissenschaft zu Ende ist, oder weil er den lästigen Frager los sein will, oder auch, weil ihm eine religiöse Beeinflussung des Kindes wertvoll scheint, die Antwort zu geben: „Das hat der liebe Gott gemacht." Mit dieser Wendung wird an die Stelle des ursächlichen Erklärens der höchste Wert- und Zweckgedanke gestellt, und der Frager befindet sich mit einem Male auf einem ganz andersartigen Boden geistiger Funktionen: das Nichtwissen wird ihm zum Anlaß gläubiger Ahnung, der Tempel, in den er sich versetzt sieht, ist das Gegenteil der lichten Hallen des Erkennens, er ist das von dem Tiefdunkel gemütvoller Versenkung, hoffenden oder fürchtenden Dichtens und Träumens erfüllte asylum ignorantiae (Asyl der Unwissenheit). Es ist grundsätzlich kein Unterschied zwischen teleologischer Weltbetrachtung in philosophischen oder gar in naturwissenschaftlichen Systemen — und dem Götterspuk, der vor aller wissenschaftlichen Betrachtung in den Kosmogonien des alten Orients und des vorphilosophischen griechischen Altertums und noch in der Welt Homers sein Wesen trieb (1, 4. 88): Alles ist möglich, wenn ein menschenähnlich gedachtes, willkürlich handelndes göttliches Wesen, ein über Menschenverstehen hinausliegender Zweckgedanke in dieser verworrenen Welt Ordnung zu schaffen sich anschickt. Aber gerade diese Ordnung ist im Grunde Unordnung, weil sie alles in ein unübersehbares Gewirre von Unberechenbarkeiten und Willkürlichkeiten auseinanderfallen läßt. Die Religion wurzelt in primitivsten Personifikationen; aber auch die sogenannte gebildete Menschheit fällt in diese Personifikationen immer wieder zurück, weil jeder Mensch als Kind in die Welt tritt und weil die unreflektierte kindlich-künstlerische Weltbetrachtung nur bei Wenigen durch eine wissenschaftliche Erklärung der Wirklichkeit aus einem Prinzip überwunden und verdrängt wird.

2. Das Unrecht des Materialismus als Weltanschauung

Aber was ist das für eine Wirklichkeit, die wir naturwissenschaftlich erkennen? Der Materialismus hat seinen Namen von der Materie, aber was ist die Materie? Wir bestimmen ihr Wesen aus ihren Wirkungen, d. h. aus ihren wirkenden Kräften, und Lange selbst steht schon in einer Entwicklung, die bis heute fortschreitend noch immer nicht zum Abschluß gebracht ist: die Wissenschaft hat immer mehr Kräfte, Energien an die Stelle der Stoffe gesetzt, sie hat den Stoff mehr und mehr in Kräfte aufgelöst (2, 195 f.) *). Mancher unter uns hat wohl als Primaner aus Büchners Buch „Kraft und Stoff", das vor einem Menschenalter noch die Bibel des Materialismus war wie später Haeckels „Welträtsel", die materialistische Weisheit in sich eingesogen. Gerade bei Besprechung dieses Buches geht Lange der materialistischen Mythologie scharf zu Leibe.

Was ist das zum Beispiel: die Anziehungskraft? Man kämpft gegen einen Gott, der von außen stößt oder von innen treibt, man verwirft die „verborgenen Qualitäten", will alle Qualität auf berechenbare Quantität zurückführen, bis schließlich in einer mathematischen Formel das Gesetz der Erscheinungen festgelegt ist; man lächelt über die Vitalisten und ihre „Lebenskraft", über die Psychologen und ihren Seelenbegriff, über die Teleologen und Theologen: aber haben wir es bei den Begriffen der Kraft oder der Energie nicht doch noch immer mit einer ganz naiven Personifikation zu tun? Wie fängt es die Anziehungskraft an, um von einem Stoffteilchen aus in einem anderen eine Bewegung hervorzurufen? Wir haben in uns selbst das Gefühl und Bewußtsein von Kräften, wenn wir etwa mit unserem Arm einen Gegenstand an uns heranziehen, und nun leihen wir auch den Atomen unsichtbare Arme (2, 194 ff.). Schiller spricht einmal von „der Magnete Hoffen und Liebe"; die Wissenschaft spricht nicht so, aber hat sie im Grunde eine andere Vorstellung von dem Wirken eines Magneten? Der Sauerstoff hat Verwandtschaft mit Kalium: „Kommt Kalium in die Nähe, so wird es gepackt. Kommt keins, so sind doch wenigstens die Hände da und der Wunsch, Kalium abzufassen." „Im Grunde erhalten wir nur Mythus für Mythus" (ebenda).

Und hier stellt sich nun Lange mit voller wissenschaftlicher Überzeugung auf die Seite *Kants*. Es ist eine Sonderfrage, ob Lange den Kantischen Kritizismus richtig verstanden hat. Hermann Cohen, der Langes Bedeutung für die Wiedererweckung der Kantischen Philosophie dankbar anerkannt und die „Geschichte des Materialismus" durch eine wertvolle Einleitung mit kritischem Nachtrag bereichert hat, vermißt bei ihm mit Recht die im strengen Sinne Kantische, d. h. transzendentale Methode. Langes Kantianismus ist nicht transzendentaler, sondern physiologisch-psychologisch-anthropologischer Kritizismus. Auch Helmholtz und andere Naturforscher haben die Relativität unserer sinnlichen Erfahrung gegen den Materialismus geltend gemacht: von den „leuchtenden" Körpern kommt kein Licht, von den „tönenden" kommt kein Schall, sondern von beiden nur gewisse Bewegungen, Wellen, Schwingungen. Gäbe es kein Auge, kein Ohr, so würde nichts leuchten, nichts tönen. Schon Hobbes hat das gewußt. Die „spezifische Energie der Sinnesorgane" ist es, durch die die sinnlichen Qualitäten der Welt wesentlich bestimmt werden. Wären wir anders organisiert, so wäre auch die Welt für uns eine andere. Von der Welt an sich haben wir keine Anschauung und keinen Begriff.

*) Lange redet also, genau genommen, nicht der materialistischen, sondern der mechanistischen Forschungsmaxime das Wort.

Wenn möglich, noch schwerer trifft den Materialismus als Weltanschauung der Einwand, daß alle seine Forschung und Erklärung nicht über das Gebiet des Materiellen hinausreicht. Selbst wenn wir die Bewegungen in den Ganglienzellen der Großhirnrinde mit einer Exaktheit beobachten könnten, von der bis heute noch nicht einmal die leisesten Anfänge vorhanden sind, selbst dann wüßten wir nichts über das Zustandekommen auch nur der simpelsten Empfindung, geschweige denn über die im engeren Sinne seelischen und geistigen Funktionen, über Gemüt und Willen, über Denken und gestaltende Phantasie. Das Auge ist gewiß ein optischer Apparat, aber das Wesentliche ist doch eben dieses, daß wir hier einen Apparat vor uns haben, der die sogenannte Außenwelt nicht nur spiegelt, sondern sieht, mehr noch, der sich freut oder entsetzt über das Gesehene, der es mit dem bisher Gesehenen vergleicht, der es mit ungezählten anderen Bildern aufbewahrt und aus ihnen allen ein einheitliches Weltbild aufbaut. An diesem Punkt versagt die materialistische Wissenschaft, die bis dahin so sieghaft ihren Weg ging. Du Bois-Reymond hat diese „Grenzen des Naturerkennens" mit seinem „Ignoramus" auf die bekannteste Formel gebracht. „Es ist immer dieselbe Quart, die jedesmal sitzt, so lächerlich ungeschickt sie auch oft geführt wird: Das Bewußtsein läßt sich aus stofflichen Bewegungen nicht erklären" (2, 5). Wie sollte denn nun mit den Bausteinen einer materialistischen Wissenschaft eine Weltanschauung gebaut werden können, wo doch das Wesentlichste der Welt und der Weltanschauung, das ganze Problem des Seelisch-Geistigen, des Logischen, Ethischen, Poietischen, das ganze Gebiet der Kultur und Geschichte, das aus der Natur heraus- und über die Natur hinauswächst, dieser Wissenschaft verschlossen bleibt, nicht nur vorläufig verschlossen, sondern ewig verschlossen, ein absolut unzugängliches Gebiet! Und so kommt Lange auf sein Ceterum censeo, das immer wieder und mit immer verstärkter Wucht dem Leser eingehämmert wird: der Materialismus ist eine Maxime der Naturforschung und als solche unerschütterlich, aber er ist keine Philosophie, er ist unfähig, eine Weltanschauung zu geben; der Materialismus als Weltanschauung ist eine „philosophische Halbheit der schlimmsten Art" (2, 137. 146. 503 u. ö.).

Aber das ist nun eben der Frevel, daß die Freude an den gewaltigen theoretischen und praktischen Errungenschaften, die mittelst der materialistischen Forschungsmaxime den Menschen zufielen, sich immer wieder übersteigerte zu dem Entschluß, diese Forschungsmaxime zu verabsolutieren, ihr alles zu unterwerfen, mit der äußeren Welt auch die innere, mit der Natur auch die Kultur. Man kann es freundlicher ausdrücken: Die Wahrheitsleidenschaft, die auf den Wegen materialistischer Welterkenntnis die Nebel des Wahnes, des Aberglaubens, der geistigen Knechtschaft verjagte, errichtete in Dankbarkeit der Befreierin einen Thron, auf dem sie nun die Stelle der entthronten Götter und Götzen einnehmen sollte. In England allerdings brachte man es fertig, in Wissenschaft und praktischem Leben dem Materialismus zu huldigen, aber die Fragen der Weltanschauung sich nach wie vor aus dem Katechismus orthodoxer Kirchlichkeit beantworten zu lassen. Das ist dem Deutschen nicht möglich; der Deutsche konnte die Einheitsbestrebungen des Vaterlandes vorübergehend vergessen, aber nicht die Einheitsbestrebungen der Vernunft (2, 85). Deutschland ist das einzige Land der Welt, in dem kein Apotheker ein Rezept anfertigen kann, ohne sich des Zusammenhangs seiner Tätigkeit mit dem Bestand des Universums bewußt zu sein (ebenda). Es ist etwas Großes um diese Entschlossenheit, das Prinzip, das seine Wahrheit und Gültigkeit auf allen Gebieten sinnlicher und verstandesmäßiger Erfahrung alltäglich beweist, zum weltbeherrschenden Prinzip zu machen; diese Art von Materialismus ist nicht leichtherzige, frivole Grenzüberschreitung, aber Grenzüberschreitung ist auch sie. Und auch diese Grenzüberschreitung wirkt sich wie eine tragische Schuld notwendig in einer Katastrophe aus. Mag es noch ungefährlich genannt werden, wenn ein Materialist ein metaphysisches System konstruiert — verhängnisvoll wird der Materialismus als ethischer Materialismus.

Duisburg Friedrich Karl Feigel

Helene Langes Kampfzeiten

Unter dem Titel „Kampfzeiten, Aufsätze und Reden aus vier Jahrzehnten" *) hat Frau Dr. Helene Lange in zwei Bänden eine Reihe ihrer heute vergriffenen oder schwer zugänglichen Schriften neu herausgegeben. Ihre Lektüre läßt in uns Älteren das Bild jener Kampfzeiten mit all ihren Einzelheiten in wundervoller Lebendigkeit wieder erstehen; jüngere Geschlechter aber haben die Möglichkeit, durch ihr Studium einen Einblick zu gewinnen in Kämpfe, deren Erträge sie ernten, und sich in das Lebenswerk jener einzigartigen Frau zu vertiefen, deren 80. Geburtstag am 9. April dieses Jahres unter Teilnahme weitester Kreise der deutschen Frauenwelt gefeiert wurde. Wenn bei dieser Feier in großer Zahl die Vertreter von Frauenorganisationen, von staatlichen und städtischen Behörden, von Mädchenbildungsanstalten, die Helene Langes Namen tragen — auch die Universität Tübingen begrüßte ihren Ehrendoktor durch einen zu dieser Feier abgeordneten Vertreter — der Jubilarin Dank und Huldigung entboten und damit den Beweis erbrachten, daß ihre Lebensarbeit heute höchste Anerkennung, ja Bewunderung und ihre Ideen weithin Widerhall finden, so lassen die beiden vorliegenden Bände einen tiefen, manchmal erschütternden Einblick in die Zeit des Ringens tun und den Leser erfassen, was es bedeutet, Vorkämpferin zu sein.

Um was geht es bei diesem Kampf, der es zu „Kampfzeiten" hat kommen lassen? Es geht um die Mündigkeit der Frau, um die Befriedigung ihres Rechtes auf Bildung, auf Arbeit, auf staatsbürgerliche Gleichberechtigung. Aber es geht letzten Endes nicht um Einzelforderungen. Ziel des Kampfes ist, so sagt Helene Lange in der „Einführung": „die Welt der Männer in eine Welt zu verwandeln, der beide Geschlechter das Gepräge ihres innersten Wesens geben". Um die Verwirklichung dieses Ziels zu kämpfen scheint ihr Pflicht; handelt es sich doch für sie nicht um einseitige Interessenpolitik für ihre Geschlechtsgenossinnen, sondern um vitale Interessen des Volksganzen. Es ist ihre aus eigenen Lebenserfahrungen und gründlichsten Studien erwachsene Überzeugung, daß die Frau von heute vor einer großen Kulturaufgabe steht, die in der ganzen Größe ihrer Bedeutung, auch von den Frauen, erst allmählig erfaßt wird. Der Verwirklichung dieser Idee diente sie mit der ganzen leidenschaftlichen Glut ihres Herzens, die uns so lebensvoll und zündend aus dem ersten der den Büchern beigegebenen Bildern entgegenstrahlt und die auch noch das Bild der Greisin verklärt, in dem Würde, Weisheit und Wille sich in wundervoller Harmonie ausprägen. Dieser in ihrer ganzen Tiefe und Folgerichtigkeit erfaßten Idee dient sie auch mit der ganzen Hingabe und Strenge des Reformers, den Kampf mit anderen als geistigen Waffen und aus unlauteren Motiven gebotene Hilfe ablehnend. Man lese nach, was sie über Verflachung der Idee durch Bilderstürmer und Bildungsphilister in dem Aufsatz „Wissen und sittliche Kultur" (S. 278) ausführt.

Die Aufsätze sind größtenteils in chronologischer Reihenfolge, nicht nach Sachgebieten geordnet, weil naturgemäß oft mehrere Themata mit- oder nacheinander in einer Abhandlung besprochen werden, so wie es die Forderung des Tages verlangte. Es handelt sich also nicht um ein systematisch aufgebautes Programm, sondern um ein System,

*) Berlin 1928, J. A. Herbig Verlagsbuchhandlung. 2 Bände. XII, 367 u. 373 S. 15 M.

das sich vor unsern Augen gleichsam entwickelt, dadurch, daß die Verfasserin sich fortlaufend mit jeweiligen Zeitströmungen, Erfahrungen, Angriffen auseinandersetzt. Wir sehen „die Theoretikerin der Frauenbewegung" an der Arbeit. Wir erleben es, wie sie gestaltet, wie sie bei der Auseinandersetzung mit den gegnerischen Meinungen immer sicherer wird; und das ist es, was die Lektüre so außerordentlich reizvoll macht.

Die großen Linien treten trotzdem klar genug hervor. Versuchen wir, die eine oder die andere nachzuprüfen. Von allen Seiten beleuchtet wird die Bildungsfrage für das weibliche Geschlecht. Naturgemäß. Die Frau, die ihrer Kulturaufgabe in Familie und Öffentlichkeit in vollem Maße gerecht werden soll, bedarf der geeigneten Vorbildung. Das hatten schon die Gründerinnen der ersten deutschen Frauenorganisation, des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, 1865 auf ihr Programm gesetzt, und mit der Erörterung der Frauenbildungsfrage setzt Helene Langes Arbeit in der Öffentlichkeit ein. In ihrem Anfang steht das für alle Zeiten in der Geschichte der weiblichen Bildung denkwürdige Monument: die „gelbe Broschüre", die Begleitschrift zu einer an das preußische Unterrichtsministerium und das preußische Abgeordnetenhaus gerichteten Petition aus dem Jahre 1887. Es ist der erste von einer Frau ausgehende Vorstoß gegen eine deutsche Unterrichtsbehörde; mit leidenschaftlicher Beredsamkeit wird eine verbesserte Mädchenbildung gefordert und im engsten Zusammenhang damit eine verbesserte Lehrerinnenbildung. „Nicht Männer, sondern Frauen", so lautet Helene Langes Fundamentalsatz, „sind in erster Stelle zur Bildung und Erziehung von Mädchen berufen; taugen die Frauen dazu noch nicht, so mache man sie tauglich."

Der Verwirklichung dieser Forderung dient sie von da an — man darf sagen, bis auf den heutigen Tag — in Schrift und Wort und Tat. Denn die Theoretikerin (bei Helene Lange übrigens ein Ehrenname, der besagen will, daß sie die einschlägigen Probleme bis in ihre philosophischen und psychologischen Untergründe wieder und wieder untersucht und zu klären versucht hat) ist zugleich auch weitschauende Praktikerin und in erster Linie kluge Organisatorin. Auf zwei Wegen sucht sie ihr Ziel zu erreichen; sie erschaffte, mit genialem Weitblick erschauend, welch eine Bedeutung eine zielsichere Standesorganisation erlangen kann, den „Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein", freilich nicht eigentlich als eine Standesorganisation, d. i. Interessengemeinschaft, sondern vielmehr als eine Gesinnungsgemeinschaft, die sich einer bedeutsamen Kulturbewegung zugehörig und verpflichtet weiß. In welchem Geiste sie ihn 31 Jahre lang geleitet hat, davon geben die im ersten Bande abgedruckten Reden beredten Ausdruck. Mit Genugtuung darf sie es aussprechen, daß diese Organisation, die alle an der Bildungsarbeit beteiligten Frauen von der Kindergärtnerin bis zur Hochschuldozentin umfaßt, einzig in ihrer Art ist; sie darf aber auch auf den Grund dafür hinweisen. Der Verein hat sich stets als Träger einer Idee gefühlt, Führerin und Geführte haben in selbstloser Hingabe den Aufstieg für eine glücklichere Generation vorbereitet, obwohl für sie selber dieser Aufstieg ein Zurückbleiben bedeutete.

Alles, was den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein angeht, hat Helene Lange als ihre eigenste Angelegenheit behandelt; sie hat für ihn Hohn und Spott ertragen, Angriffe pariert, zahllose Male den Kampf für ihn aufgenommen, mit ihm um jeden Fortschritt gerungen. Man sehe dazu die Aufsätze „Das preußische Volksschulgesetz" 1892, „Die preußische Schulpolitik und die Frauen" 1906, „Die Lehrerinnenfrage auf dem deutschen Lehrertag in München", „Die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen" 1908, „Die Frau als Volkserzieherin im modernen Staat", „Drei Jahrzehnte Allgemeiner Deutscher Lehrerinnenverein". Von grundlegender Bedeutung, von wirklich klassischer Überzeugungskraft für Jeden, der Frauenbildungsfragen zum Gegenstand seines Nachdenkens macht, scheint mir der Vortrag: „Organisches oder mechanisches Prinzip in der Mädchenbildung" (2, S. 67). Was da über die „dogmatisch festgelegte, durch männliche Pädagogen auf feste Formeln gebrachte sogenannte weibliche Eigenart" und im Gegensatz dazu über die „angeborene, organische Eigenart, den wirklichen Eigenwuchs" gesagt wird, wird für alle Zeiten klassischen Wert behalten.

Den zweiten Versuch, zu besserer Mädchenbildung zu gelangen, machte Helene Lange, indem sie selbst die Hand an den Pflug legte; die „Rede zur Eröffnung der Realkurse für Frauen" 1889, „Unsere ersten Abiturientinnen" 1896, „Die akademische Frau" 1897, „Unsere ersten Ärztinnen" 1900 zeigen Richtung und Erfolg ihres Versuches. Es liegt noch nicht ganz 40 Jahre zurück, und doch werden von den heute Lebenden nur noch Wenige die genügende Kraft der Phantasie aufbringen, um sich vorzustellen, was dieser Versuch bedeutete in einer Zeit, wo es fast allgemeine Überzeugung war, daß ein Mädchen das Abiturientenexamen nicht ablegen könne, was für eine Kraft des Glaubens dazu gehörte, sich auf ein in Deutschland so unerhörtes Unternehmen einzulassen! Vom kulturhistorischen Standpunkt aus gesehen, sind diese Aufsätze besonders lesenswert.

Der kühne Versuch war gemacht, war geglückt. Auch die vorsichtigste Schulbehörde konnte sich dem nicht mehr verschließen; die Pforten der Hochschulen wurden den Frauen schließlich selbst in Preußen geöffnet. Es geschah im Jahre 1908. Daß es trotzdem noch Kämpfe gab — Sonderwege für die Frauen, das sogenannte „Damenabitur" mußte abgewehrt werden — zeigt der Aufsatz „Der vierte Weg zur Universität". Die deutschen Akademikerinnen, die heute in einem stattlichen Verbande vereinigt sind, werden gut tun, sich dieser um ihretwillen geführten Kämpfe zu erinnern. Wenn heute die Ärztin, die Philologin, die Volkswirtschaftlerin, ja selbst die Juristin und die Theologin, an vielen Stellen unseres geistigen und wirtschaftlichen Lebens unentbehrlich erscheinen, so danken sie das allerdings ihren guten Leistungen; sie hätten zu solchen aber nicht kommen können ohne die Frau, die dem Frauenstudium in Deutschland den Weg gebahnt hat, der zähen, geduldigen und aufopferungsvollen Arbeit Helene Langes.

Verfolgen wir in der Reihe der Aufsätze eine andere Linie! Es konnte nicht ausbleiben, daß Helene Langes zündende Kraft auch außerhalb des Bildungsgebietes wirksam wurde. Nachdem die ersten Führerinnen der Frauenbewegung, Luise Otto-Peters und Auguste Schmidt, mit denen Helene Lange durch jahrelange Freundschaft verbunden war, dahingegangen waren, übernahm sie zu der Leitung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins auch noch die Führung des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins" und damit die Verpflichtung, nun auch für andere Fragen des Frauenlebens zu arbeiten, neues Leben zu wecken, neue Formen zu bilden. Zwei im Allgemeinen Deutschen Frauenverein gehaltene Reden bezeichnen Anfang und Sinn dieser Arbeit: „Die ethische Bedeutung der Frauenbewegung" und die „Not" betitelte Ansprache, die mit erschütetrnder Eindringlichkeit die Frauen auf die Pflicht zu sozialer Betätigung hinweisen.

Der erweiterte Wirkungskreis weckt den Wunsch nach geeigneter Form der Propaganda für die Ideen, für die Männer und Frauen gewonnen werden sollen; im Jahre 1893 schreitet Helene Lange zur Gründung einer eigenen Monatszeitschrift „Die Frau" *); diese Zeitschrift ist von da an und bis auf den heutigen Tag das Sprachrohr für die Ideen der Frauenbewegung, von unerschöpflichem Wert für jede gebildete Frau, die das Bedürfnis hat, sich in tieferem Sinne mit den Fragen des modernen Frauenlebens auseinanderzusetzen, und von gar nicht zu berech-

*) J. A. Herbigs Verlagsbuchhandlung, Berlin. 3 M. viertelj.

nender Wichtigkeit für die Schulung einer ganzen Frauengeneration. Es ist nun ein Verdienst der uns vorliegenden Sammlung, daß von den Aufsätzen Helene Langes in der „Frau" die wertvollsten durch Neudruck wieder zugänglich gemacht sind.

Ein häufig wiederkehrendes Thema sowohl in diesen Abhandlungen wie in den Vorträgen lautet: „Die Frauen und die Politik". Helene Lange wird nicht müde, ihre Forderung nach staatsbürgerlichen Rechten für die Frau immer klarer, immer schärfer zu begründen, die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts aus der Darstellung vorhandener Notstände praktisch, aus dem Wesen und der Würde der Frau theoretisch nachzuweisen. In erster Linie liegt ihr daran, die Frauen selbst zu gewinnen. „Es gibt eine Politik der Mutter, so gut wie es eine Politik der Landwirtschaft oder der Industrie gibt", heißt es in dem Vortrage „Das Staatsbürgertum der Frau". „Und die muß gefunden werden, wenn das Frauenstimmrecht ein innerlich lebendiges Recht werden soll, ein Werkzeug der Selbständigkeit, nicht der bloßen mechanischen Parteigefolgschaft." Wie sie selbst in dem politischen Leben ihres Volkes lebt, nicht als kluge und kühle Zuschauerin, sondern mit der ganzen Kraft ihrer Seele beteiligt, das zeigen einmal die Aufsätze, in denen sie die Auswirkung der von den Männern allein gemachten Politik auf das Schicksal der Frauen behandelt, das zeigen noch viel mehr die Aufsätze aus den Kriegsjahren, z. B. die feinen und tiefbohrenden Neujahrsbetrachtungen von 1915 und 1916, die Aufsätze „Rechtsfrieden", „Die schwerste Stunde", „Das Versagen". Es gibt keine Not, aber auch keine Ungerechtigkeit, die sie nicht in erschütterter Seele wie eine selbst erlebte empfindet.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß diese Aufsätze, die zwar zum großen Teile heute nicht mehr aktuellen Situationen ihr Dasein verdanken, um ihrer prinzipiellen Auseinandersetzungen willen heute noch einen ganz starken Gegenwartswert besitzen. Was dort zu den schweren Problemen des modernen Lebens gesagt wird, etwa in den ersten beiden Aufsätzen des zweiten Bandes „Feministische Gedankenanarchie" und „Die Frauenbewegung und die moderne Ehekritik", das ist noch heute von entscheidender Bedeutung.

Es kommt hinzu, daß Helene Lange über zwei Gaben verfügt, die die Lektüre ihrer Werke von vornherein zu einem ganz eigenartigen Genuß machen: eine Sprache von „wahrhaft kristallener Klarheit" und einen Humor, der nur den auf hoher Warte Stehenden eignet und der auch der schärfsten Polemik oft etwas von dem Schimmer einer heiteren überlegenen Ironie verleiht.

Es darf schließlich der reizvollen „Gedenkblätter" gedacht werden, mit denen die „Kampfzeiten" abschließen. Sie lassen in feiner verständnisvoller Zeichnung Bilder von Menschen erstehen, die Helene Langes Lebensweg gekreuzt haben. Neben dem Bild der hochbegabten, allzu jung verstorbenen Margarethe von Bülow, einer Schülerin der Verfasserin, stehen Gedenkworte für die beiden Kaiserinnen, Kaiserin Friedrich und Kaiserin Auguste Viktoria; ferner wird eine Reihe von einstigen Mitarbeiterinnen Helene Langes uns in Erinnerung gerufen. Es ist Helene Lange Bedürfnis, wenn sie Dokumente ihres eigenen Wirkens zusammenstellt, derer zu gedenken, mit denen sie Schulter an Schulter gekämpft hat.

Immer, wenn ihr Ehrungen zu Teil werden, betont sie, so an jenem unvergeßlichen Abend der Geburtstagsfeier, daß sie sich die nicht persönlich zurechne. „Ich sehe darin", so sprach sie es damals aus, „— und gerade das ist das Beglückende — den Dank an die Frauenbewegung, als deren Symbol ich als letzte der ersten Pioniere heute gelten kann, und an die so viele ihr Leben gesetzt haben, die heute nicht mehr für sich zeugen können, für das wir aber um so mehr zeugen müssen."

Hannover Mathilde Drees

Jesus und Jugend

Wir schlangen den Reihn,
Der Tag entwich,
Im Abendschein
Der Berg erblich.

Und weiter weht im Tanz das Gewand,
Wenn auch die himmlische Leuchte schwand.

Fröhliche Weise
Flügelt die Schritte,
Da trat er leise
In unsere Mitte.

Und weiter weht das Gewand im Tanz,
Er, inmitten: ruhiger Glanz.

Der Reihen, der sich nun um ihn flicht,
Dämpft dies ruhige Leuchten nicht.

Stille rundum,
Wir stehen stumm.
Es schweigen die Kehlen ...
Es tönen die Seelen.

Wir schauen sein leuchtendes Angesicht ...
So trifft uns des jungen Tages Licht.

Chile Gabriele Mistral

(Aus dem Spanischen von G H Neuendorff

Berufswünsche der Jugend an höheren Schulen

Vor kurzem erschien ein umfängliches pädagogisches Sammelwerk, aufschlußreich und wertvoll für Psychologen, insbesondere Jugendpsychologen, für Lehrer und Erzieher, für Berufsstatistiker und Berufsberater, schließlich auch für Kulturhistoriker und Kulturpolitiker: „Berufswünsche und Zukunftspläne der Jugend an höheren Schulen ... herausgegeben von Theodor Friedrich und Woldemar Voigt"*). Mit Genehmigung des sächsischen Volksbildungsministeriums und der Leipziger Schulbehörde, zugleich unterstützt vom psychologischen Institut der Universität veranstaltete eine psychologisch-pädagogische Arbeitsgemeinschaft von acht Lehrern an höheren Schulen Leipzigs am 9. Oktober 1926 eine pädagogische Fragesammlung großen Stiles. Im Vorwort berichten die Herausgeber des Werkes: „In Leipzig, sowie in zwei benachbarten Landstädten wurden die Schüler und Schülerinnen der höheren Schulen um ihre Berufswünsche und Zukunftspläne befragt. An diesem Versuch nahmen gleichzeitig in über 500 Klassen gegen 14 000 Jugendliche im Alter von durchschnittlich 11—19 Jahren teil. Sie lieferten je eine freie Niederschrift und beantworteten sodann auf einem besonderen Bogen eine Anzahl von Fragen. Somit liegen weit über 27 000, alle den gleichen Gegenstand betreffende Niederschriften vor. Sie sind von der Arbeitsgemeinschaft, die den Versuch unternommen hat, bearbeitet worden, und die ersten Ergebnisse werden in diesem Buche mitgeteilt." Diese Arbeitsgemeinschaft wollte zunächst nur die Berufsziele der Jugendlichen erkunden, die Beweggründe dazu und den Wandel dieser Wünsche; aber die gestellte Hauptfrage erwies sich als ein trefflich ausgewählter pädagogischer Schlüssel, auch noch Weiteres und Tieferes im jugendlichen Seelenleben zu erschließen. Gerade solche Zukunftsgedanken sind geeignet, besonders Charakteristisches, Innerlichstes und zum Teil Bestes, worüber die Jugend verfügt, aufleuchten zu lassen, tiefe Sehnsüchte zu enthüllen, zugleich aber auch äußere und innere Nöte.

Allerdings ist sich die Arbeitsgemeinschaft darüber völlig klar: das, was sie veröffentlicht, bedeutet nur einen ersten Anlauf, nach bestimmten und begrenzten Gesichts-

*) Breslau, Verlag Ferdinand Hirt, 1928. 406 S. 15 M.

punkten die Fülle des angehäuften Materials zu durchleuchten. Für weiteres Durchforschen sind alle Niederschriften dem psychologischen Institut der Universität Leipzig als Geschenk anvertraut worden. Der Charakter eines nur grundlegenden Auswertungsversuches kommt auch darin zum Ausdruck: Die einzelnen Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft haben verschiedene Wege eingeschlagen, um in den gesammelten Stoff einzudringen — Wege, die teils in die Breite einer beschreibenden Gesamtüberschau führen, teils in die Tiefe erklärender und verstehender Erkenntnis: *am Anfang* das statistische Verfahren, das entsagungsvoll geduldige Bemühen, nach Errechnung von Durchschnittszahlen mit Annäherungswert in Zahlentabellen und Diagrammen das Seelische einzufangen und auszudrücken, *am Ende* die struktur-psychologische Methode, das Streben, die Berufswünsche der Jugend als organische Früchte eines innersten seelischen Wesenskernes, als „Moment im Aufbau der Gesamtpersönlichkeit" intuitiv zu verstehen, *dazwischen* die soziologische Analyse, die Betrachtung der Berufswünsche in ihrer Abhängigkeit von der wirtschaftlichen und geistigen Umwelt, in der die Jugend lebt — der genetische Forschungsweg, der zur Einsicht in das zeitliche Sichwandeln und Werden jugendlicher Zukunftspläne führen soll, und *schließlich* der geisteswissenschaftliche Versuch, aus den buntschillernden Berufsgedanken der Jugend seelische Grundrichtungen oder Typen, allgemeine und besondere, abzuleiten und sie in die idealen Grundtypen der menschlichen Persönlichkeit einzuordnen, wie sie Spranger entwickelt hat. Alle diese Methoden müssen sich gegenseitig ergänzen und zugleich begrenzen, wenn ein Ganzes von Erkenntnis gewonnen werden soll. Aber dieses Ganze liegt als letztes und höchstes synthetisches Ziel noch in der Ferne. Was geschaffen wurde, sind tragfähige Grundsteine für solch künftigen Bau.

Die bereits gewonnenen Ergebnisse bestätigen und sichern manches schon Bekannte, zugleich aber eröffnen sie auch neue Einsichten. Hervorgehoben seien folgende Tatsachen. Trotz der Verschiedenheit der geistigen Arbeitsgebiete in Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen weisen die Berufswünsche der Schüler in den drei Oberklassen ziemliche Gleichartigkeit auf. Annähernd gleiche und fast alle anderen Berufsziele überbietende Höhe erreichen in diesen drei Schulgattungen insbesondere die Interessen der Siebzehn- bis Neunzehnjährigen für Technik und Industrie — also auch bei Gymnasiasten; Oberrealschüler lehnen öfters Mathematik ab, Gymnasiasten die alten Sprachen. Berufswünsche und Begründungen der Mädchen unterscheiden sich wesentlich von denen der Knaben; ein Typus von jungen Mädchen wächst auf, die den Widerstreit zwischen Ehe und Beruf als Lebensziel positiv zu überwinden versuchen. Fritz Mascheck schreibt in seinem trefflichen Beitrag: „Es lebt in den Niederschriften dieser Mädchen ganz unverkennbar ein energischer und durchaus unromantischer Idealismus, der die für eine passive weibliche Natur unlösbare Tragik der Doppeleinstellung auf Beruf und Ehe praktisch zu einer Lösung führt. ... Er setzt als neuen echten Wert die Würde der Frau, die, durch die Zeitverhältnisse gezwungen, außerhalb des Hauses ein Leben voll treuer Pflichterfüllung führt und ein schweres Schicksal dadurch meistert, daß sie es bejaht und positiv gestaltet" (387). Sollten derartige Beobachtungen auch anderwärts sich bestätigen, so wird ernsthaft zu erwägen sein, was für pädagogische Folgerungen und Reformforderungen sich daraus ergeben.

Außerordentlich lehrreich ist es auch, die Beweggründe zu studieren, aus denen die einzelnen Berufswünsche erwachsen, oder die zur Ablehnung bestimmter Berufe führen. Sie eröffnen wertvolle Einblicke in das Ethos großstädtischer Jugend an höheren Schulen. Auch hier nur einige Streiflichter. In dem statistischen Beitrag von W. Voigt zeigen die Kurventafeln 104 (für Knaben) und 37 (für Mädchen) besonders von Obertertia an — bei den Mädchen noch viel stärker als bei der männlichen Jugend — ein steiles Aufsteigen idealistischer Motivationen, d. h. von Begründungen, „die irgendwie ein inneres Verhältnis zu dem erwählten Berufe bekunden" (167). Solchen den Geist der Jugend ehrenden Bekenntnissen entspricht in der gleichen Zeit als Gegenseite dazu ein fortschreitendes Fallen der Kurve äußerlich-utilitaristischer Begründungen, die bei den Mädchen besonders tief sinkt. Auch noch auf eine andere erzieherisch bedeutsame Tatsache weist die Arbeit Voigts hin: Die reifere Jugend von heute ist nicht bereit, sich einem bloß äußeren Autoritätsanspruch der Erwachsenen gehorsam zu fügen, aber „die Autorität der Sache und der Sachlichkeit, des Ideals und des Idealismus läßt sie mehr gefühlsmäßig als bewußt unangetastet" (184).

Wenigstens angedeutet sei: Die Berufswünsche der Leipziger Jugend bieten insbesondere auch beachtliche Anregungen für den christlichen Unterricht in Schule und Kirche. Das Ethos der Jugend spricht sich in mannigfaltiger, zum Teil gegensätzlicher Weise aus: selbstsüchtige Nützlichkeitserwägungen und Wille zum Dienen und Helfen — Selbstlob und Selbsttadel — Vertrauen auf eigene Kraft und „geradezu auffallend häufig — unter heutigen Verhältnissen" Äußerungen von Gottvertrauen — Wille zum Wirken und Schaffen, Wahrhaftigkeit, Verantwortlichkeitsbewußtsein, Gefühle des Dankes, der Liebe, des Gehorsams gegen den elterlichen Willen, Sinn für Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe — eine buntfarbige seelische Welt, an die der Jugenderzieher bildend-unbildend anzuknüpfen allen Grund hat.

Auch das Problem des Nachwuchses für Theologiestudium und Pfarrerberuf meldet sich. In den drei Oberklassen des Realgymnasiums taucht die Absicht, Theologie zu studieren, überhaupt nicht auf; im Gymnasium und der Oberrealschule steht sie in der Staffel der Berufswünsche am untersten Ende (Gymnasium: höchstens 4%, Oberrealschule kaum 1%). Kurz: bei unveränderter geistiger und religiöser Lage auch für die nächsten Jahre Tiefstand! Ebenso verdienen die für und gegen die Wahl des Pfarrerberufes angedeuteten Motive ernstliche Beachtung. Nur Eins sei hier gesagt: Mehrfach verzichten die jungen Leute um ihrer Wahrhaftigkeit willen: „Weil ich nicht von dem sprechen kann, was ich selbst nicht glaube" (212). Das alte Lied und Leid.

Eine Hauptaufgabe wird darin bestehen, die rechten Maßstäbe für Tragweite und Grenzen des Leipziger Unternehmens zu finden. Man kann vom Standpunkte eines radikalen psychologischen Individualismus und Irrationalismus aus grundsätzlich gegen jeden Versuch Sturm laufen, allgemeinere und typische Ergebnisse in der Jugendpsychologie zu gewinnen. Aber damit würde nur eine Teilwahrheit, die in jenem Standpunkte sich verbirgt, einseitig zu einem sachlich unhaltbaren Alleingültigkeitsanspruch übersteigert. Die Verfasser des Leipziger Buches haben nicht bloß die Leistungskraft, sondern auch die Schranken und Gefahren ihrer Methoden gewissenhaft erwogen; das gilt insbesondere auch von der statistischen Arbeit Voigts, von der in psychologischen Dingen immer nur relativen Gültigkeit und verschiedenen Deutbarkeit der Zahl. Vor allem aber ist die Frage nach der Offenheit, der Wahrhaftigkeit der jugendlichen Versuchspersonen bei ihren Niederschriften und nach den möglichen seelischen Hemmungen gründlich geprüft worden, um nicht an dieser gefährlichen Klippe das Ganze scheitern zu lassen. Es mag sein, daß aus verschiedenen Gründen Mancherlei verschwiegen wurde; aber es darf zur Ehre der Jugend gesagt werden: von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen scheint sie ihre Aufgabe ernst genommen und ehrlich, ja zum Teil mit überraschender Offenherzigkeit gelöst zu haben.

Der Wertgehalt des Buches hängt vor allem von seiner praktisch pädagogischen Fruchtbarkeit ab. Wohl liegt die Frage danach außerhalb des Rahmens der gestellten Aufgabe, und die meisten Verfasser haben sich auch innerhalb dieser Grenze gehalten; nur Voigt formuliert auf Grund seines Beitrags eine Reihe bestimmter Forderungen. Auf weitgehende Zustimmung werden die Sätze rechnen dürfen: „Die Gedankenwelt der Mädchen ist — wiederum von den Berufswünschen aus beurteilt — so einschneidend andersartig gegenüber den Knaben, daß man sagen muß: Das Mädchen hat in der höheren Knabenschule nichts zu suchen. Die höhere Mädchenschule mit aufgesetzter dreistufiger Studienanstalt ist wohl die Schulform, die am ehesten in die Gegenwart hineinpaßt" (164). Problematisch dagegen erscheint eine andere pädagogische Folgerung: „Die Gliederung der neunstufigen höheren Lehranstalten nach verschiedenen Arten und Gattungen erscheint — von den Berufswünschen, Berufsnötigungen und den Begründungen für beides aus beurteilt! — als nahezu bedeutungslos. Das im Vorliegenden verarbeitete Material zwingt zu der Forderung nach größtmöglicher Vereinfachung und Vereinheitlichung des höheren Schulwesens" (229). Allerdings richtet sich diese These „keinesfalls gegen die humanistische Bildung überhaupt, sondern nur gegen die bestehende Schulform des (rein-)humanistischen Gymnasiums" (163, Anm. 4). Aber die Frage, ob gegenwärtig und in Zukunft Schulen noch lebensnotwendig sind, die besonders durch Vermittlung der griechischen Sprache unmittelbar auf die Quellkräfte antiker Menschenbildung und Kultur zurückzugreifen sich bemühen, läßt sich nicht allein aus jugendpsychologischen Befunden heraus entscheiden; ihre Beantwortung muß sich ebenso nach dem geistesgeschichtlichen Stande der Kulturprobleme und Kulturaufgaben richten, die von der Schule im Dienste der Jugend den herrschenden Zeitströmungen gegenüber hier ein Ja, dort vielleicht aber auch ein entschiedenes Nein fordern. Jugendpsychologische Tatsachen bilden nur den einen Brennpunkt in der Ellipse des pädagogischen Gesamtproblems.

Aber ein solcher Einwand läßt den sachlichen Wertgehalt des vorliegenden Sammelwerkes ganz unangetastet und vermindert nicht den Dank für die mühevolle und zugleich fruchtbare Leistung der psychologisch-pädagogischen Arbeitsgemeinschaft. Das mitteldeutsche Leipzig trägt wirtschaftlich und geistig ein eigenartiges und von Gegensätzen erfülltes Gepräge. Es wäre zu wünschen, daß ein ähnlicher Versuch auf ähnlich breiter Grundlage und mit gleich musterhafter organisatorischer Vorbereitung und Durchführung in einer kulturell anders gearteten Gegend Deutschlands gewagt würde, damit durch Vergleich die Leipziger Ergebnisse geprüft, bestätigt, ergänzt oder auch verbessert werden könnten.

Leipzig Max Hennig

Ernst Barlach

Rechts und links an der Chaussee, die im Mecklenburgischen Lande nach Güstrow hinführt, sah ich die Steinklopfer hocken, mürrische, schwere Männer, harte, frühalte Frauen — es waren Menschen, eigentlich grob gebaut, zur Landwirtschaft erlesen, aber ausgespien aus der behäbigeren Welt und erbarmungslos am Wege ausgesetzt, krank und mit bleichen, hohlen Gesichtern. In der Ferne lag klein und eigensinnig die Stadt mit der Wallensteinburg und dem schweren Dom über sich. Ein bleierner Himmel über allem. Ein rücksichtsloser Wind fegte. Nur ganz zuletzt zeigten mir ein paar Sonnenstrahlen einen blauen See vor der Stadt. Das ist Ernst Barlachs Heimat. Seine Kräfte und Wirkungen sind gerade aus dieser Landschaft und gerade aus diesem Menschentum zu begreifen.

Barlachs Leben und Schaffen ist ein Trotzkampf gegen das eigene Wesen. Ein Kampf so lange, bis ihm dieses eigene Wesen gefügig wird, denn er will es nicht ausmerzen, er will es nur fruchtbar machen. Er will ihm auch nicht alle Ketten lösen, nur daß es gerade atmen kann. Die andern Fesseln müssen bleiben. Denn gerade in Schranken wird der Meister: Schranken zwingen zur Konzentration, Konzentration ist eine sehr wichtige Stufe zur Kunst.

Barlach ist Holzbildhauer. Dann ist er auch Holzschneider und Zeichner und Dichter*). Aber das Holzbildwerk ist sein eigentlichster Ausdruck und regiert seine andern Künste.

Da sitzt eine Frau, breit an Brust und Hüften, knochig, muskulös an Armen und Beinen; breit und unbeschrieben wie ein Erdklumpen, wie ein Stein sogar, sitzt der Kopf auf dem Halse. „Sorgende Frau" heißt es. Sie ist noch ein Halb-Tier, aber „die Sehnsucht der Kreatur" steht ihr um Augen und Mund, die will heraus aus Muskeln und Knochen und schwerer Fron. Man traute ihr zunächst den Schmerz nicht zu, und doch, gerade weil sie unerlöst ist, findet ihre Sorge kein Ende.

Ein Mann steht da, halb geduckt in den Knien, ein Krieger, das Schwert zieht er aus der Scheide, die streitbaren Arme spannen den Mantel. Der Holzblock ist fast geblieben, was er war. Das macht ihn so grausam.

Da ist ein Schäfer. Er arbeitet sich durch den Sturm hindurch. Die schweren Beine wanken nicht, schieben sich zäh vor. Das wilde Element droht ihn von allen Seiten zu Fall zu bringen, es bläst seinen Mantel zu plumper Glocke auf. Darunter duckt sich der Schäferhund: man hört aus dem Holze sein Winseln.

„Ruhe auf der Flucht." Man kennt süßliche Malereien, wo Maria und Joseph in lieblicher Feier, von Englein umspielt, unter schattigem Baume ausruhen; die herbe Geschichte ist zur schmackhaften Legende geworden. Hier bei Barlach wächst kein Baum. Aber Gatten- und Vaterliebe machen Joseph um so gütiger. Er hebt seinen Mantel und bildet damit ein Zelt, und unter ihm, von der Sonne nicht mehr belästigt, sitzt die Glücks- und Schmerzensmutter mit dem ewigen Kinde.

Barlach siegt mit der Schwierigkeit. Nackte Körper wären ihm zu schöpfungsnah, zu reich. Er tut Lumpen und Röcke um sie, Fesseln, Ausdruck ihrer Armlichkeit. Sein Material, das Holz, widersetzt sich. Starr und plump. Panzer, in denen man umkommt: so muten im Holze die Tücher und Kleider an. — Im Kriege sah ich eine Bettelfrau, die aus schwerstem Sackstoff ein Kleid sich gemacht hatte. Es war regennaß, trocknete erst allmählich in der Luft und stand von ihr ab, wie eine Haut so starr. Ihr Kind war hungrig und weinte. Und da sagte sie bloß „Ach" und strich mit dem Lederkleid über das Tränengesicht. Und da wurde das Kind ruhiger. Das ist mir ein Gleichnis für Barlachsche Form und auch für den Gehalt, der in ihr liegt.

Barlach ist auch Zeichner, aber er zeichnet gewissermaßen nach gedachten Holzbildwerken:

Da kommt ein Krüppel des Wegs, den Saum seines Mantels hat er zum Teil um den Arm gewickelt. Sonst überläßt er ihn dem Winde. Der Wind hat sich ganz festgesetzt in ihm. So ist das Manteltuch starr und doch bewegt. Und der Krüppel lacht über das Spiel. Lustig hüpft er dahin. „Vergnügter Einbein" heißt das Bild. Die Nachzeichnung der holzbildmäßigen breit gezerrten oder — im Winde — geblähetn Kleider findet sich oft: so auch bei dem Chor der Freudetrunkenen, die Gott umschwe-

*) Barlachs Holzschnitt-Zyklen „Die Wandlungen Gottes" und zu Schillers Lied „An die Freude", seine Dramen „Der tote Tag", „Der arme Vetter", „Die echten Sedemunds", „Die Sintflut" und sein jüngstes Werk „Ein selbsterzähltes Leben" (mit den Reproduktionen seiner schönsten Plastiken) sind im Verlage von Paul Cassirer, Berlin erschienen.

ben. — Noch eine letzte Möglichkeit wie Barlach sein Symbol, das Kleid, formt: wie eine fürchterliche Zwangsjacke kann es um den Menschen gewickelt sein; aber er strebt doch mit erhobenem Haupte und mutig ausstampfenden Beinen vorwärts. „Berufung" heißt das Bild. Das Leben hat sich in einen Holzklotz geflüchtet, und Barlach beschwört es solange, bis es sichtbar wird.

Barlachs Stellung zu dem unbarmherzigen Dasein ist eine doppelte:

Das eine Mal ergibt er sich still darein, so still, daß das Leben ihm gewissermaßen Urlaub gibt. Er darf einmal, etwas erleichtert, ganz verborgene Freude genießen. Dann kommen Bilder zustande wie die Gruppe der singend schreitenden Dorfmädchen: offene unschuldige Münder, stille unbewußte Leiber, so wallen sie, sie könnten auch Kälber sein oder Gänse. Vielleicht hat der Künstler sie eben aus verwunschenem Dasein erweckt. — Oder: ein Liebespaar auf schmalem Stege neben hölzerner Ruhebank unter dürftigem Baum, schamhaft sich lehnende, gebeugte Leiber, traumfern glückgeängstet in ihrer Seligkeit.

Und die andere Möglichkeit: Barlach peitscht das Elend auf, er will es stolz machen in seinem Schmerz und seiner Fron. Die Augen, die der Unglücksmensch nicht wagt aufzutun, er reißt sie ihm auf, er führte ihn auf einen Kirchhof, wo der Tod seine Ernte gehalten hat, wo tausend zu Gerippen zermergelte Menschen herumliegen, wo eine Mutter steht, verzweifelt gebeugt und ihre Brüste auspreßt für das lechzende halbtote Geschöpfchen, das zu ihren Füßen sich krümmt. Den Paria-Stolz, die Prometheus-Anmaßung möchte Barlach mit solchen Stimmungen in seinen Menschen großziehen. Er zeichnet die Sorge als riesenhafte Greisin, wuchtig gebückt tappt sie daher, ihre Hände halten zwei kurze, derbe Stöcke, auf die sie sich stützt. Ein unförmiger Kegel stehen Kopftuch und Gewand um sie. — Er zeichnet einen wuchtigen Kerl mit einem zähen Steinrücken. Der holt mit einem furchtbaren Hammer aus, um Gerippe, die vor ihm liegen, zu zerschlagen.

Aber es ist nur ein Spiel, es ist nur als wenn er sich einmal losläßt, um dann, wenn er ausgetobt hat, wenn er befreit, erholt ist, zurückzukehren. *Kraft* ist in ihm geblieben *und* aus den stillen Stunden eine ganz verborgene wundersam überraschende *Gläubigkeit*. — Als Titelbild zu Schillers Lied „An die Freude" hat er diesen Holzschnitt gemacht: Am Strande steht ein Mann. Zum Lande hin fegt der Sturm seinen weiten Mantel. Er aber steht vorgebeugt und hält in ausgestreckten Armen über die Wellen hin den Becher der Freude. Nicht viel Einzelheiten, gar keine Einzelheiten sind auf diesem starren, starken Gesicht gezeichnet. Nur ein einziger Strich am Munde deutet ein Lächeln an. Das ist ein leises Geläut des Herzens, das dem Lärm der Wogen und dem Tosen des Sturmes erst seine Schönheit gibt. Die kleinsten Mittel des sparsamen Künstlers (hier ein an sich nichtssagender Strich am Munde) haben die tiefsten Wirkungen. Am Schluß seiner Mappe „Die Wandlungen Gottes" sehen wir ein Bild, das zu seinen reifsten und vornehmsten Werken gehört. „Gott ruht am siebenten Tage." In seinen Bergen sitzt Gott, uralt, selbst zum *Stein* geworden (von dem die Menschen töricht sprechen, er „lebe" nicht), verklärten Antlitzes, noch mit den Spuren des Kämpfens und Weltgebärens auf seinen Zügen.

Und dieser Barlach ist auch Dichter. Wie er seine Plastiken in Holz schneidet und zeichnet, so dichtet er sie auch. So kernhaft, so stark hingesetzt sind seine Worte, so ausgehauen, so hart! Und all die Gedanken, die wir in seinen Bildwerken gefunden haben, schreibt er nun mit bald zögernder, bald überwältigend stürmender, bald feiernder Feder hin.

Als Studenten machten wir uns neugierig über sein Drama „Der tote Tag" her. In langen Proben wurde alle Kraft drangesetzt, diese Rätsel zu lösen. Und tatsächlich, in unserm kleinen schlichten Rahmen stieg wundersam hell der Gehalt auf: der junge Mensch, der sich zur Sonne sehnt, und den doch die in aller Liebe selbstische Mutter Erde herabholt in die Gründe, nachdem sie sein Sonnenpferd getötet hat.

Und dann, in der revolutionsdurchbluteten Zeit, gab es in Berlin ein paar Aufführungen seiner „Echten Sedemunds". Das ging wild durcheinander, Jahrmarktsgeschrei und Gefiedel und grausiges Sterben, der wuchtige Stiernacken des alten Sedemund zeigte sich und ein unvergeßliches zartes Kinderstimmchen lallte. Keiner verstand den Inhalt. Nach wenigen Malen wurde das Stück abgesetzt vom Spielplan. Aber einige Hellhörige hatten hier eine Verwandtschaft mit der Apokalypse Johannis oder mit Dantes Höllenbesuch verspürt. Einige Hellhörige warteten und glaubten, daß aus diesem Chaos noch Ordnung werden würde. Und tatsächlich, es kam das große Glaubenswerk von „Noah", dem Auserwählten Gottes, an dem die unerfindliche Gnade die furchtbare Sündflut vorbeigehen läßt. Ein wunderbares dramatisches Spiel. Ohne szenische Bemerkungen, die auf den alles befriedigenden Theatermeister und seine Donner- und Blitzkünste sich verlassen, allein durch die Bannmacht der Worte, wurde hier das Steigen des Wassers und das Toben des Sturms gemalt. Und dagegen arbeiteten sich die Glaubensworte Noahs durch.

Aber ein Künstler will unendlich sein. Ein Künstler erträgt keine Abstempelung. Ein Künstler macht sich vielleicht einen Spaß daraus, mit einem Gegenteil zum Erwarteten und Berechneten zu überraschen. So springt Barlachs Drama „Der Findling" hervor: wieder ganz komödiantisch-wirr, puppenhaft-grotesk, mephistophelisch-bissig, verworrener und wilder noch als die „Sedemunds", weil ärmer und hungriger, denn es spielt nicht unter breiten Bürgern, sondern unter den Ärmsten der Armen, die wir am Eingang unseres Berichtes rechts und links von der Chaussee Steine klopfen sahen.

Dieser Barlach hat jetzt sein Leben beschrieben, als kurzen Auftakt gewissermaßen zu dem offiziell nur als Anhang gedachten Bildwerk, das die schönsten und wichtigsten seiner Bildhauerarbeiten bringt. Wir erfahren von seinem Vater und Großvater, jener ein Arzt, dieser ein Pastor, zu dem aber nur sehr unsicher die Erinnerung hinreicht. Aber der Arzt steht deutlich vor uns, dem Leide nah, mit pflichttreuen Händen, mit karger, mürrischer Sprache; hier und da leuchtet sein gütiges Herz auf. Und da ist die Mutter, den wildwüchsigen Kindern fern, aber in rührender Sehnsucht nach einer Einheit mit ihnen. Sie möchte Arme um sie breiten, sie wandert ihnen nach auf verschlungenen Pfaden, sie erntet scheinbar wenig Dank. Aber sie hat einen Künstler geboren, der uns schnell vorbei an den Etappen seines Lebens führt: wie das Dunkle, Störrische in ihm wurde, wie die Märchen- und Spukgeister aufwachten, wie Kameraden und Menschen und Freunde und Feinde wurden, wie die Räder des Lebens um und um gingen, aber er zähe auf dem Bock sitzen blieb und die Stadt nicht aus dem Auge verlor, der er zufuhr. Nur gelegentlich machte er am Wege Halt. Er läßt sich wohl bewirten, viel braucht er nicht, und er zieht aus der Speise einen Nahrungsstoff, von dem die Wirte nichts wissen. Darum schuldet er ihnen auch kaum Dank. Ich meine hier das, was Barlach von den Lehrstätten sagt, an denen er sich als Student aufhielt. Sie sind ihm als solche unwichtig gewesen, ja fast könnte es uns verletzen, wie undankbar und spöttisch er diese Erinnerungsbilder malt. Eines nur griff er überall auf und zeichnete und formte in diesem Sinn: *die Menschen wie sie sind*. Und doch ließ er die Kleinigkeiten, die Nebensächlichkeiten weg. Er strich nur die Hauptlinien hin. Er holte nur die Hauptformen heraus. Damit erhob er sich über den rein abschildernden

Naturalismus, so erreichte er einen gesteigerten Realismus, so fand er, in der bewußten Betonung der Hauptsache der Form, das Wesen des Dinges.

Diese Selbstbiographie ist wieder ein ganzer Barlach. Dieses Buch enttäuscht Menschen, die an Schönrederei gewöhnt sind, Menschen die nichts vermissen, wenn sie über vier, fünf Sätze oder ganze Seiten achtlos hinweglesen haben. Hier hält ein Satz manchmal das Ergebnis eines langen bangen Jahres fest, hier kann ein Wort eine Offenbarung andeuten. Ja angedeutet ist alles. Man ist überzeugt, daß Barlach noch weit mehr mit seiner Erzählung hätte wirken können, wenn er ausführlicher gewesen wäre. Aber er wollte es nicht. Er hält sich nicht für so wichtig. Welcher Reichtum liegt in dieser selbstgewählten Armut!

Berlin-Schlachtensee Johannes Günther

Isländisches

2

Mit dieser (hoffen wir: bald verwirklichten) Vollübersetzung würde dann die wichtigste, allerdings immer noch nur — Vorarbeit geleistet sein für die eigentliche Öffnung des Schatzes. Die Öffnung selber noch nicht.

Denn wenn es sich auf der einen Seite um die bestimmten Nachrichten handelt, die die Saga uns gibt über das Leben und Denken unserer Nächstverwandten auf einer Stufe ihres Volkseins, von der kein anderes Volk, soviel mir bewußt ist, authentische Selbstschilderungen besitzt, so ist dies doch durchaus nicht alles, nicht einmal die Hauptsache dessen, was von der Saga gilt.

Denn auf der andern Seite sind diese Geschichten große Kunst. Der erste ganz reine, wenn man will, naturalistische Prosastil. In dieser ihrer künstlerischen Bedeutung, die nicht leicht zu überschätzen ist bei der psychologischen Feinheit der Darstellung, sind sie leider von Schwierigkeiten gedrückt, die sie einer unmittelbaren Wirkung zunächst einfach entziehen. Auch wenn man von den Versen ganz absieht. Die Geschichten sind auf den Bauernhöfen der Insel durch die Jahrhunderte, fast von der Besiedlung des Landes an erzählt worden. Man wollte auf diesen Gehöften wissen, wie die eigenen Vorfahren in den Kämpfen gestanden hatten, „von denen man die großen Geschichten erzählte", wie es in der Gisligeschichte heißt. Es kamen Nebengeschichten hinein, die manchmal recht lose saßen, dazu allerlei Geschlechternachrichten. Die Endaufzeichner, zeitlich gleichlaufend unserm Minne- und Heldensang (eher indes etwas früher) waren im Aufbau und Abschluß der Gesamtgeschichten der Kunst nicht gewachsen, die einst die Teile gefeilt hatte. So sind die meisten und gerade die ihrem Kernteil nach fesselndsten Sagaen, die Njals- und die Lachsachentalergeschichte etwa, doch auch die des Skalden Egil, ganz überdeckt und durchzogen von künstlerisch unerlöstem Stoff, andere, wie die Erzählung vom Goden Snorri in Episoden aufgelöst. Kaum eine einzige kommt in bloßer Übersetzung zu der ihr doch eignenden Wirkung. Am ersten etwa die von Heusler meisterhaft verdeutschte Hühnerthorirgeschichte, etwa auch die späte, schon ganz Schnurre gewordene Bandamannasaga, die Geschichte von den Verbündeten; die ich in der „Kunstwartbücherei" übersetzt habe (München, Callwey, Band 16, geb. 1.60). Wenn man von solchen nicht sehr häufigen Ausnahmen absieht, so sind die Stücke durch unmittelbare Übersetzung nicht zum Nacherleben zu bringen. Und das wäre doch eigentlich, was zuletzt allein eine eindringlichere Beschäftigung mit der Saga rechtfertigt. Denn schließlich soll es sich dabei doch nicht um antiquarische Studien handeln, sondern darum, daß etwas vom Hauch dieses starkgeistigen Menschentums in uns übergehe, wie es einst die neunorwegische Wahrheitverkündigung Ibsens und Björnsons hervortrieb. Das aber läßt sich aus den angegebenen Gründen durch einfache Übersetzung nun einmal nicht erzielen.

Der Versuch solcher einfachen Übersetzung ist neuerdings oft gemacht worden. Vor mir liegen zwei recht schmucke Bändchen des Hanseatischen Verlags in Hamburg: „Bauern und Helden, Geschichten aus Alt-Island", das eine „Die Schwurbrüder", das andere „Glum der Totschläger", beides Übersetzungen, und zwar gute, offenbar für Massenvertrieb bestimmt. Der Verlag wird schlechte Erfahrungen gemacht haben: beide Geschichten sind ganz und gar ungeeignet, in einfacher Übertragung zu wirken. Sie haben alle die Schwierigkeiten des Sagastils, die aufgeführt wurden, die Schwurbrüdersaga darüber hinaus noch den, dermaßen in Blut zu schwimmen, daß sie schließlich darin langweilig wird.

Es hilft nichts, man muß es anders anfangen. Mir scheinen zwei Wege gangbar.

Der erste Weg ist der einer entschlossenen Streichung. Ich habe ihn in meinen Isländerbüchern versucht. Ich bin dabei dem besonderen Zweck des Werks entsprechend weiter gegangen, als nötig wäre, wenn man mehr Raum darauf wenden kann.

Der andere Weg ist der einer mehr oder weniger stark eingreifenden Umdichtung. Oder auch Nacherzählung. So hat meine Frau nach mündlicher Vorübersetzung von mir die sehr interessante und eindrucksvolle Hemingsaga sowie besonders die stoffreiche Geschichte Olafs des Heiligen frei ausgedichtet. Die Hemingsaga erschien in der Kunstwartbücherei (Nr. 23, geb. 1.50), das Olafbuch in einem Jugendverlag. Ich bedaure dies, weil die, wie ich glaube, nicht oberflächliche Einführung in die Christianisierung germanischer Volksart, die in dem Buch gegeben ist, so nicht recht an die Hörer kommt, die sie verstehen können.

Im gleichen Verlag (Stuttgart, Thienemann) hat Leopold Weber in einem für die Jugend besonders beabsichtigten Stil die Gislisaga nacherzählt. Dieses Buch Webers kommt mir als das beste seiner Nacherzählungsbücher aus dem Nordischen vor. Wenn man von der Rahmenerzählung absieht, schlichter im Stil als die andern und ein Muster davon, was aus diesen Sagaen bei besonnener Komposition für fesselnder und anfassender Erzählungsstoff zu gewinnen ist. Die Wucht und innere Größe des Gisligeschichte kommt hier zu vollem Eindruck, während sie auch in der besten Übersetzung durch die vielen Nebennachrichten, schlechten Verse und Einschübe auseinandergebrochen und zerstreut werden. (Man muß bedenken, daß alle solchen Dinge auf uns anders wirken, als sie auf ihren ersten Hörer wirkten.) Dabei hat der Webersche Erzählungsstil eine Eigentümlichkeit, die einem ruhigen Genuß ungünstig ist. Die große sehr plastische Anschauungskraft, mit der er die Dinge und Geschehnisse sieht, läßt ihn die Inversion lieben und überstark verwenden als die Redeform, in der das Anschaulichste vorweggenommen wird. (Wie wenn man sagt: „Am Kamin saßen sie; von ihrer Jugend erzählten sie sich", anstatt: „sie saßen am Kamin und erzählten sich von ihrer Jugend".) Aber nun ist — aus demselben Grunde — die Inversion spezifisch poetisches Kunstmittel geworden, und das macht, daß sie für die eigentliche Schönheit des strengen Prosastils fast vernichtend wirkt — und der isländische Erzählungsstil ist sehr strenge Prosa. Ihre häufige Anwendung macht den Stil unruhig und anspruchsvoll. Um so bewunderswerter ist die Kraft und die nahe Gegenständlichkeit der Darstellung, mit denen Weber die Geschichte durch diese Stilhindernisse hindurch zur Wirkung zu bringen vermag. Nicht nur Jugendliche sollten zugreifen, sondern alle, denen daran liegt, den tragischen Grundaufriß der Volksart kennen zu lernen, die den Genius Shakespeares hervorbringen sollte, und die trotz allem auch in uns noch gärt, wie sie denn die ganze moderne Dramatik auf ihren Höhen beherrscht. Hier lernt

man sie in ihren Anfängen kennen, da, wo noch Urzeit-Atem von ihr ausgeht.

Die erwähnte Rahmenerzählung bietet übrigens ein wundervolles Erlebnis aus dem serbischen Abschnitt des Weltkrieges. Weber hat den Krieg, obwohl nicht mehr dienstpflichtigen Alters, als Freiwilliger mitgemacht, erst vor Verdun, dann, verwundet, als Dolmetscher-Offizier im Osten. Einst sitzt man um ein Feuer, als ein alter serbischer Bauer dazu tritt und um die Erlaubnis bittet, sich zu setzen. Man rückt zusammen, da erhebt der Bauer den Kopf und stimmt, das Gesicht gegen die Sterne gewandt, ein Lied an auf seine gefallenen neun Söhne. Völlig wie aus einer Saga geschnitten. Man denkt an die Geschichte von Egils Preisgesang auf seinen Sohn.

Weniger schön ist es, wenn eben in dieser Rahmenerzählung am Schluß aus freier Phantasie von einer der Frauen der Saga berichtet wird, sie habe bald nach dem Tode ihres Mannes einen jungen Burschen genommen, der sie alle Tage braun und blau geschlagen habe. Im Zusammenhang der Weberschen Erzählung soll hier nach der äußersten Tragik ein derber Soldatenspaß die Entspannung bringen. Das möchte angehen, wenn einer der soldatischen Zuhörer den Spaß vermutungsweise brächte. Der Erzähler hätte dann die gute Position, ihm lachend Bescheid darüber zu geben, daß diese Form des Umgangs mit Frauen der isländischen Saga und damit überhaupt der altgermanischen Sinnesart noch ganz ungeläufig war. Wer weiß, woher sie in unsern Volkscharakter geraten ist. Aus dem Christentum mit dem bedenklichen Bibelwort: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es"? Im Isländischen wird auch das Kind nicht gezüchtigt [7]).

Außer diesen Nachdichtungen und einigen wenigen, die ich wegen ihrer Minderwertigkeit nicht erwähne, erinnere ich mich nur noch einer einzigen, die zeitlich schon sehr zurückliegt, der Übersetzung einer dänischen Nacherzählung der Njalgeschichte aus dem Jahre 1878 (Lefolii-Clausen, Leipzig, Joh. Ambrosius Barth). Mit großer Dankbarkeit; sie fiel mir in meinen Gymnasiastenjahren in die Hand und machte da einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Das Buch hat auf meine ganze geistige Entwicklung den größten Einfluß gehabt.

Das scheinen mir bei den ungeheuren Schätzen, die hier ungehoben liegen, etwas wenig Bergungsversuche für ein Volk, das sich auf seine Art besinnen will, und in dem gar das „Nordische" neuerdings zum Schlagwort geworden ist. Oder liegt gerade hier die Ursache? Wer ein Schlagwort ausgibt, hat ja das Seine getan und braucht sich für die in ihm bezeichnete Sache nicht mehr zu interessieren.

Bischofstein Arthur Bonus

Der zweite Deutsche Theologentag

Frankfurt a. M. 9.—12. Oktober

Es kann nicht die Aufgabe eines kurzen Berichtes sein, den Inhalt der Vorträge und den Verlauf der Aussprachen zu skizzieren. In Bälde wird ja ein ähnliches, zusammenfassendes Buch über diesen zweiten Theologentag vorliegen wie die „Deutsche Theologie" von D. Titius über den ersten *). Es soll vielmehr in diesen Zeilen versucht werden, einige Merkmale herauszustellen, die der Frankfurter Tagung ihr besonderes Gepräge gaben, wobei allerdings die Gefahr subjektiven Verzeichnens in Kauf genommen werden muß.

Man könnte vielleicht die Eigenart der Besprechungen über die Erlösung mit den drei Begriffspaaren ausdrücken: „Theologie und Wissenschaft" „Theologie und Kirche" „Theologie und Leben", und zwar jedesmal mit einem Fragezeichen versehen, das den doppelten Sinn hat: „Wie verhält sich die Theologie zu diesen Größen?" und „Erfüllt sie an ihnen ihre Pflicht?"

Wenn etwa in der zuletzt vergangenen Periode theologischen Arbeitens ein Vortrag über den Begriff der Erlösung im Urchristentum gehalten worden ist, so hat sich der Vortragende bemüht, zunächst einmal die einschlägigen neutestamentlichen Stellen zu exegesieren, ja das sah er als seine eigentliche Aufgabe an. Er wollte, wie z. B. mein verehrter Lehrer Heitmüller es auszusprechen pflegte, feststellen, was der Verfasser gemeint hat. Nur dieses wurde als neutestamentliche Wissenschaft im eigentlichen Sinne angesehen. Die Ausführungen von D. Lohmeyer aus Breslau bewegten sich in ganz anderen Bahnen. Er redete, wie D. Althaus bemerkte, durchaus wie ein Systematiker. Mit Hilfe der dialektischen Methode entwarf er ein gewiß eindrucksvolles Bild von der inneren Einheitlichkeit der synoptischen, paulinischen und johanneischen Aussagen über Erlösung mit starker Betonung des Eschatologischen. Dieser Versuch wurde zwar von dem Redner selbst als Analyse, aber von Anderen als Konstruktion bezeichnet. Mag man zu solcher „dogmatischen Exegese" stehen wie man will, so ist doch an diesem Beispiel wie durch ein helles Schlaglicht deutlich geworden, daß die heutige Theologie darum ringt, sich möglichst kräftig von dem abzuheben, was man „exakte Wissenschaft" zu nennen gewohnt ist. Sie will eben „Theologie" und nicht profane Wissenschaft sein. Sie will, wenn ich recht sehe, durch ihre Irrationalität symbolisch sein für die Eigenart ihres Gegenstandes, der sich in der Tat von allen Gegenständen sonstigen Forschens wesentlich unterscheidet. Diese neueste Theologie scheint — um es zugespitzt zu sagen — der Wissenschaft gegenüber als ihre Pflicht zu betrachten, nicht ihr zu dienen, sondern sich von ihr loszulösen. Ob die vergangene Theologie, die den biblischen Texten zutraute, daß sie einer „rein" wissenschaftlichen Behandlung erschließbar wären, daß also durch das ganz Menschliche Gott offenbar werden könnte, nicht schon in einem sehr tiefen Sinne „dialektisch" war, das möchte ich nur als Frage aufwerfen.

Es kam an verschiedenen Stellen der Tagung, z. B. auch im Eröffnungsgottesdienst, zum Ausdruck, daß die heutige Theologie bewußt mit der Kirche verbunden sei. Auch hierfür wird man vor allem die systematische Methode der Exegese als Beweis anführen dürfen. Die historischen Disziplinen sind in die Nähe der systematischen Theologie, ihre Darstellung ist in die Nähe der „Verkündigung" gerückt. Und doch wird gerade der Träger des praktisch-kirchlichen Amtes für seine Arbeit nicht allzuviel von diesem Theologentag haben mitnehmen können. Vermißt wurde ein großer praktisch-theologischer Vortrag etwa über das Thema: „Wie predigen wir dem Menschen von heute das Evangelium von der Erlösung?" Aber vielleicht hat Karl Ludwig Schmidt recht, wenn er als Hauptaufgabe einer solchen Tagung nicht einen praktischen Zweck, sondern die Erkenntnis der Wahrheit ins Auge gefaßt wissen will. Nichtsdestoweniger sind die Vorträge der praktisch-theologischen und missionswissenschaftlichen Sektion besonders dankbar angehört und diskutiert worden. Und fast am allerbesten hat sich die Anregung von D. Titius bewährt, dem gegenwärtigen Stand der ökumenischen Frage eine Besprechung zu widmen. In der wegen des Zeitmangels leider nur sehr kurzen Versammlung spürte man deutlich den lebhafteren Pulsschlag unmittelbarer Anteilnahme, wurden die Gewissen neu geschärft zur Verantwortung und Mitarbeit. Ein Antrag, in Zukunft diese Fragen auf jedem Theologentag zu behandeln und ihnen einen breiteren Raum zu gewähren, ist einstimmig angenommen worden.

Manchmal bildet auf einem Kongreß nicht die wohl ausgearbeitete wissenschaftliche Darlegung einen Höhepunkt, sondern ein spontanes, aus der Reaktion geborenes Wort. So tiefgründig Hermelinks Luthervortrag und so fein Lütgerts Ausführungen über den Erlösungsgedanken in der gegenwärtigen Glaubenslehre waren, so trafen doch Erich Foersters temperamentvolle Worte der Kritik an dem Gesamtverlauf der Tagung das Herzstück dessen, was die meisten Teilnehmer im Innersten empfanden. Theologie und Leben — ja, war das Leben, d. h. die Not der heutigen, nach Erlösung schreienden Menschheit, nicht zu kurz gekommen? Von einer „mystischen" und von einer „intellektuellen" Erlösung ist viel die Rede gewesen, wenn auch nicht gerade diese Namen gefallen sind, nicht aber eigentlich von einer ethischen Erlösung. Notwendiger als die Erlösung von der Naturgebundenheit ist die Erlösung von der Selbstsucht; ein höheres Ziel als die Hoffnung ist die Liebe. Die Frage: „Wie werden wir erlöst?" muß sich umwandeln zu der wichtigeren: „Wie können wir Erlöser werden?" So trat gleichsam neben den Geist des „Numinosen" und der „Krisis" die lebensnähere Gestalt Albert Schweitzers.

Als letzter Trost für alle Unzulänglichkeit auch dieses zweiten deutschen Theologentages mag einem Jeden die Predigt nachklingen: „Gottes Wort ist nicht gebunden" — „ich leide; aber Gottes Wort ist nicht gebunden." (2. Tim. 2, 9.)

Frankfurt a. M. Hermann Marhold

Wöchentliche Chronik

Das Reichsjustizministerium hat ein Schreiben an die Länderregierungen gerichtet, bis zur endgültigen Entscheidung über die Beibehaltung der Todesstrafe Todesurteile nicht zu vollstrecken.

Der 30. Protestantentag in Eisenach faßte eine Entschließung zur Konkordatsfrage. — Der preußische Oberkirchenrat gab in zwei Schreiben an Staatsministerium und Kultusminister seinen Besorgnissen wegen des Konkordats Ausdruck und forderte gegebenenfalls für die evangelische Kirche gleichzeitige vertragsmäßige Sicherung.

[7]) Vgl. über die Stellung von Weib und Kind in altgermanischer Zeit: Andreas Heusler, Altgermanische Sitten- und Lebensweisheit in „Germanische Wiedererstehung", herausgegeben von H. Nollau, Heidelberg, Winter, S. 166 f.

*) Erschienen bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. VII u. 230 S. 6 M.

Der Vertretertag der deutschen evangelischen Theologenschaft fordert Festsetzung der Dauer des Studiums auf acht Semester, kostenlose Ausbildung der Schüler im Griechischen und Hebräischen, stärkere Heranziehung der Fakultäten zum ersten Examen, Anerkennung der Prüfungen an Landeskirchen und Fakultäten, Ausbau der Predigerseminare nach der praktischen Seite. EPD

In Stadt Kassel führen die reformierte und die lutherische Gemeinde einen Einheits-Katechismus ein. DieEvGm Okt

Zu den preußischen Kirchenwahlen ordnet der Führer des Stahlhelms an: „Die Herren Kameraden Landesverbandsführer fordern alle nachgeordneten Dienststellen auf, umgehend dafür Sorge zu tragen, daß geeignete Stahlhelmkameraden für die Wahlvorschläge der betreffenden Gemeinde zur rechten Zeit namhaft gemacht werden." FS 803

Der Vertretertag des deutschen Katholikentages in Magdeburg beschloß, 1929 in Essen einen großdeutschen Katholikentag, den ersten seit 1871, abzuhalten.

Das preußische Unterrichtsministerium plant für 1929 die Errichtung von vier neuen pädagogischen Akademien: einer katholischen für Lehrerinnen in Köln, einer evangelischen in Breslau, einer weltlichen in Berlin, die vierte in Halle oder Erfurt. FS 741

Die Meißner Stadtkirche erhält zu der 1000-Jahrfeier der Stadt Meißen im nächsten Jahr ein Glockenspiel, das ganz aus Meißner Porzellan angefertigt wird und aus 40—50 Glocken bestehen soll.

In der Reinoldikirche in Dortmund ist ein Eduard von Gebhardt gewidmetes Glasgemälde mit dem Bilde des Meisters gestiftet worden.

Im Rheinland kommen auf einen evangelischen Pfarrer 2122, einen katholischen 891 Seelen, in Westfalen 3042 und 1106.

Die Bremer Kirchenzeitung ist wieder neu erschienen, Herausgeber Pastor Dr. Hartwich, Schriftleiter Pastoren Leonhardt und Urban. Die Zeitung wird allen 62 000 evangelischen Haushaltungen im Gebiet der bremischen evangelischen Kirche kostenfrei zugestellt.

Die Zahl der Evangelischen im Bereich des reformierten Konsistoriums in Metz ist infolge Abwanderung der altdeutschen Bevölkerung von 44 000 auf 17 000 zurückgegangen.

Die Vereenigung van Vryzinnige Hervormden in Holland hat vom 1.—2. Oktober ihren ersten Kongreß mit 400 Teilnehmern in Utrecht gehalten, eine Heerschau der sich stets stärker ausbreitenden Vereinigung der Freisinnigen. Ein gleicher Kongreß soll künftig alle zwei Jahre gehalten werden.

Die freisinnige christliche Jugend in Holland hat eine neue Jugendorganisation unter dem Namen De Rijzende Kerk gegründet, die sich zuerst der Jugend auf dem platten Lande, dann aber auch in den Städten annehmen, und die Jugend von 16—30 Jahren umfassen soll.

Die Berner Theologinnen haben eine Aufforderung der Frauenausstellung Saffa, am Bettagsabendkonzert im Münster eine kurze Ansprache zu halten, „die weder eine Predigt noch eine Andacht noch konfessionell zu sehr betont sein dürfe", aus der Überzeugung heraus abgelehnt, daß „das, was sie zu sagen hätten, sich weder diesen Bedingungen füge noch zwischen ein wenn auch schönes und ernstes Konzert hineingehöre". „Der Begriff der Verkündigung steht uns zu hoch, als daß wir meinen, sie könnte so ‚unter anderem auch noch' gesagt werden. Wenn die Predigt den Anspruch zu erheben wagt, Verkündigung des Evangeliums zu sein, so scheidet sie damit bewußt aus dem Rahmen alles übrigen Redens und Tuns aus, um in ihrer vollen Einzigartigkeit gesagt und gehört zu werden." SchwzKfr 21

In Dornach bei Basel wurde das neue Goetheanum eingeweiht.

Lord Rothermere hat 80 000 Pengö für ungarische Schulzwecke, davon die Hälfte für die reformierte Hochschule in Pápa gestiftet.

Nachdem der Besitz des evangelischen Knabenalumnats „Paulinum" in Posen jahrelang gefährdet und heiß umstritten war, ist es nunmehr gelungen, das Haus von dem Polnisch-Evangelischen Verein zurückzuerwerben.

Die Zahl der römisch-katholischen Geistlichen in Polen beträgt 1928 14 055 (darunter 2 Kardinäle, 22 Bischöfe, 357 Domherren, 155 Konsistorialbeamte, 199 Lehrer an den geistlichen Seminarien, 26 Lehrer anderer theologischer Anstalten, 2832 Geistliche, 6579 Pfarrer, 354 Filialkirchenverwalter, 2859 Vikare, 648 Mönche), 400 mehr als im Jahre vorher. Die Ausgaben des Staatsbudgets für die Geistlichen betragen 19 082 000 Zloty, Beihilfen für den Kirchendienst 63 298, Ausgaben für kirchliche Institutionen 750 940, Beihilfen für diese 20 900, Fonds für Hilfszwecke beim Bau 1 016 000, Zulagen für Kardinäle monatlich je 800, für Bischöfe 600, für Visitationen der Bischöfe 340 000, für Führung der kirchlichen Bücher 197 940, Postgebühren 147 000 Zloty.

Auf Grund eines Erlasses des Papstes werden das Päpstliche Bibel-Institut und das Päpstliche Orientalische Institut neugeordnet und in eine päpstliche Universität für kirchliche Studien zusammengefaßt, die dem Papst unmittelbar unterstehen wird. VS 240

Carmen Padin, die, weil sie von Brüdern und Schwestern Jesu gesprochen hatte, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt war, ist vom König zu Verbannung aus der Heimat begnadigt worden.

Die Synode der englischen Bischöfe hat beschlossen, versuchsweise die Benutzung des vom Unterhause zweimal abgelehnten revidierten book of common prayer zu gestatten. Eine Erklärung des Vereins der Loyal Churchmen and Protestant Alliance bezichtigt die Bischöfe der aufrührerischen Verschwörung. DEK

Die englischen Bischöfe haben aus Anlaß der von dem Bischof von Birmingham Dr. Barnes und Dr. Major in Oxford geäußerten Lehransichten beschlossen, nichts zu dulden, was gegen die Ordnungen des Buchs von 1662 und die Vorlage von 1928 verstößt. AELKZ 42

Die französische Regierung hat ein Finanzgesetz der Kammer vorgelegt, dessen Artikel 70 und 71 vier geistlichen Kongregationen (Franziskaner, Dominikaner, Benediktiner und Weiße Brüder) die Niederlassung in Frankreich gestatten und bestimmen, daß sie die ehemals konfiszierten Kirchengüter zurückerhalten können. Besonders die radikale Partei hat dagegen scharf protestiert; es wird aber behauptet, daß es sich nur um Legalisierung des bestehenden Zustandes handle, da im Krieg zahlreiche Orden aus Belgien und dem Orient nach Frankreich geflüchtet seien; es bestünden schon jetzt 909 religiöse Orden mit 3218 Niederlassungen in Frankreich. VS 242 f.

In Charkow ist ein Seminar zur Ausbildung antireligiöser Agitatoren gegründet worden. VS 244

Die Transkaukasische Synode (28 Gemeinden) hat sich unter Wahrung ihrer Selbständigkeit der Evangelisch-Lutherischen Generalsynode in Rußland angeschlossen. Diese hat in Moskau unter Teilnahme von 43 Mitgliedern getagt und eine neue Fassung der Verfassung behandelt, wobei sie konstatierte, daß es ein Bischofsamt und eine reguläre Bischofswürde in der Kirche nicht gebe, nur den Ehrentitel eines Bischofs, der auch dem Präsidenten des estnischen Synodalrats Alexander Jürgensen zuerkannt wurde; diesen nahm man als Vertreter der Esten, Letten und Finnen in den Oberkirchenrat auf. Ein Antrag, Ehen, bei denen ein Teil nicht zur christlichen Kirche gehört, die kirchliche Einsegnung zu verweigern, wurde abgelehnt. AELKZ 40

Die Synode der calvinistischen Methodistenkirche von Süd-Wales hat den Pfarrer Tom Refyn Williams mit allen gegen 10 Stimmen wegen falscher Lehre seines Amtes entsetzt. RefKZ 41

Auf der Jahresversammlung der Kirche Christi in China wurde mitgeteilt, daß durch die Kommunisten 30 Kapellen schwer beschädigt, 10 völlig zerstört, 3 Prediger getötet seien. 1 Ältester, 6 Diakone und über 20 andere Glieder büßten außerdem ihr Leben ein. AELKZ 40

Als erster eingeborener Maori wurde Rev. Frederick Bennet zum Suffraganbischof von Aotea in Auckland ernannt.

Von Personen. Abgelehnt: Professor D. Frh. Hans v. Soden in Marburg den Ruf nach Heidelberg. Promoviert: a. o. Professor Arnold Stolzenburg in Berlin von Berlin, Pastor Wilhelm Studemund in Schwerin von Rostock zu DD. Gestorben: der ehemalige Berliner Konsistorialpräsident D. Hermann Steinhausen; Pfarrer D. Wilhelm Schneemelcher in Berlin. E St

Religionsgeschichtliches und Alttestamentliches

Bilderatlas zur Religionsgeschichte, herausgegeben von Hans Haas. 12. Lieferung: Die Religion der Jainas. Von W. Kirfel. Leipzig, Deichert 1928. 77 Bilder auf 30 Tafeln mit 20 Seiten Text. 9, geb. 14 M.

In die fremde Welt Ostasiens führt dies neueste Heft. Seltsame Figuren starren dem Beschauer entgegen: das Weltall in Gestalt eines Weibes, Götter mit acht Armen und sieben Köpfen, geheimnisvolle Symbolzeichen, prunkvolle Felsentempel und Pagoden, aufs einfachste bekleidete Mönche und Nonnen usw. Aber die ausführliche Einleitung, von der man diesmal besonders dankbar Gebrauch macht, macht alles verständlich und lehrt damit eine hochstehende, dem Buddhismus in vieler Hinsicht verwandte Religion Indiens kennen, soweit sie sich überhaupt bildlich darstellen läßt. Und diese Ergänzung zu einer reinen Beschreibung und der Vorführung literarischer Quellen erweist sich hier besonders notwendig und wertvoll.

Religionsgeschichtliches Lesebuch.

In Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Alfred Bertholet. Zweite erweiterte Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr 1926 ff.

1. Die zoroastische Religion (Das Avesta). Von Karl F. Geldner. 54 S. 2.50 M.

4. Die Religion der Griechen. Von Martin P. Nilsson. 96 S. 4.50 M.

5. Die Religion der Römer und der Synkretismus der Kaiserzeit. 94 S. 4.30 M.

6. Die Chinesen. Von Erich Schmitt. 110 S. 4.80 M.

7. Die Jainas. Von Walther Schubring. 33 S. 1.80 M.

8. Die Eingeborenen Australiens und der Südseeinseln. 48 S. 2.20 M.

Indem dieses Lesebuch in die literarischen Quellen der einzelnen Religionen einführt, ermöglicht es erst ihre tiefere Kenntnis. Gleichzeitig zeigt es aber auch, wie schwer es ist, sich wirklich in eine fremde Religion einzuleben; denn wie fremd muten uns oft Texte auch aus solchen Religionen an, die wir einigermaßen zu kennen meinen. So erweist sich das Lesebuch als unentbehrliche Ergänzung zu jeder Darstellung der allgemeinen Religionsgeschichte. Wenn es speziell dem im gleichen Verlag erschienenen Lehrbuch von Chantepie de la Saussaye (4. Auflage von Alfred Bertholet und Edvard Lehmann, 1925) parallel geht, so läßt es sich natürlich auch neben jedem andern ähnlichen Werk gebrauchen. Und weil diese literarischen Quellen schließlich auch nur ein Teilbild geben, gehört als drittes ein religionsgeschichtlicher Bilderatlas dazu, wie ihn Hans Haas seit 1924 mit großem Erfolge herausgibt. Alles drei Hilfsmittel zum Studium der Religionsgeschichte, um die uns frühere Geschlechter wohl beneiden würden. — Gegenüber der lange vergriffenen ersten Auflage des Lesebuches von 1908 ist diese zweite nicht bloß im Einzelnen verbessert, sondern sowohl im Raum, der den einzelnen Religionen eingeräumt ist, wie auch in der Zahl der vertretenen Religionen beträchtlich erweitert. So sind die Religionen der vorderasiatischen Kulturvölker und der Primitiven neu hinzugekommen, so daß dies Buch nun auch den Rivalen Lehmann-Haas an Reichhaltigkeit bei weitem übertrifft. Auch die Neuerung ist zu begrüßen, daß die Hefte einzeln und zu so billigem Preise zu haben sind; wer sich nicht das Ganze anschaffen will, kann die ihn interessierenden Teile, etwa zur Ergänzung der ersten Auflage oder des Lehmann-Haas, aussuchen. Alle Hefte sind von Fachmännern des betreffenden Gebietes bearbeitet und stehen in jeder Beziehung auf der Höhe der Wissenschaft, auch philologisch, was sich auf diesem Gebiete ja nicht immer von selber versteht, obwohl es im Grunde eine selbstverständliche Forderung sein sollte. So stellt die neue Auflage, nach den bisher erschienenen Heften zu urteilen, einen großen Fortschritt über die erste hinaus dar und wird sich sicherlich noch mehr Freunde erwerben, als es jene schon tat. Alle, die sich wissenschaftlich, als Pfarrer und Lehrer, mit Religion befassen, können nicht nachdrücklich genug auf das schöne Werk hingewiesen werden.

Geldner gibt gutausgewählte Proben aus dem älteren und jüngeren Avesta. Unter den vom Propheten selber stammenden Gathas, inhaltlich und auch sprachlich oft dunkeln Sprüchen, interessieren besonders diejenigen, die vom Gericht und von der Hoffnung auf das „Reich" reden oder das zoroastrische Glaubensbekenntnis enthalten; aus dem jüngeren Avesta die Schilderungen vom goldenen Zeitalter, von Yimas Fall und der Sündflut, von der Auferstehung und den letzten Dingen, wo die große Ähnlichkeit mit den entsprechenden jüdischen Vorstellungen immer wieder die Frage nach direkten historischen Zusammenhängen weckt.

Nilsson illustriert mit reichen Belegen namentlich die weniger bekannten Seiten der griechischen Religion, ihre prädeistische und kultische Stufe, und wiederum ihre Zersetzung und Umbiegung, außerdem natürlich auch die bürgerliche, legale und mystische Religion, während ihre höheren Formen bei Dichtern und Philosophen absichtlich nur spärlich vertreten sind.

Latte führt an Hand möglichst abgelegener Texte die tiefgehenden Wandlungen der römischen Religion vor: ihren stark gesetzlichen und nüchternen Charakter mit dem ausgebildeten Vorzeichenwesen, den Opfer- und Festvorschriften; das Eindringen erst griechischer, dann auch orientalischer Kulte und Mysterien, den Kaiserkult, das orientalische Prophetentum mit seinen Wunderlegenden; schließlich Zeugen der christlichen Gnosis und des sterbenden Heidentums, so daß wir den gewaltigen Kampf der Religionen auf beiden Seiten verfolgen.

In Verbesserung und Erweiterung der von Grube besorgten Texte der ersten Auflage läßt Schmitt die Religion Chinas in ihren wichtigsten Formen auftreten: Naturverehrung, Ahnenverehrung, Kultus (Opfer und Gebet), die Morallehre des Konfuzius und seines Schülers Menzius — hier u. a. auch die „goldene Regel": was du nicht willst, daß man dir tue, das füge auch keinem Andern zu — den pantheistischen Taoismus und den chinesischen Buddhismus. — Schubring bietet eine Auswahl aus der Lehre Mahaveras, die gleich der des ungefähr zeitgenössischen Gautama Buddha das Lebensziel in der Befreiung aus dem endlosen Nacheinander der Daseinsformen sieht und durch Weltflucht erreichen will.

Besonders lehrreich ist das 8. Heft, in dem Thurnwald an Hand der Berichte von Missionaren und Forschungsreisenden das religiöse Leben der Australier und Südseeinsulaner vorführt. Hier läßt sich primitive Religion an der Quelle studieren (Macht- und Zauberglaube, Tabugebote, Seelen- und Totenvorstellungen, höchster Gott, Gebete usw.) und zugleich auch ihr Zusammenhang mit bestimmten Wirtschaftsformen beobachten.

Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. Von Eugen Mogk. Dritte verbesserte Auflage. (Sammlung Göschen Bd. 15.) Berlin, de Gruyter 1927. 140 S. Geb. 1.50 M.

Das Interesse für germanische Mythologie ist größer als die Zahl wirklich sachkundiger und zuverlässiger Darstellungen, denn Dilettantismus und Phantasterei machen sich gerade hier in erschreckender Weise breit. Um so mehr verdient dieses Bändchen als erste Einführung empfohlen zu werden. Sein Verfasser ist einer der besten Kenner dieses Gebietes. Gegenüber den früheren Auflagen ist die Scheidung von Nord- und Süd-Germanen, von Volksglauben und Dichtung schärfer durchgeführt und den Gesichtspunkten der neueren Religionsgeschichte (Machtglauben u. a.) mehr Rechnung getragen. Daß der Titel nicht mehr allein von Mythologie redet, macht den Fortschritt in der Auffassung auch schon äußerlich kenntlich.

Einleitung in das Alte Testament. Von Ernst Sellin. Vierte, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer 1925. 176 S. Geb. 6.80 M.

Als dieses Buch 1910 zum erstenmal erschien, wirkte es wegen seines starken Gegensatzes zu den herrschenden Anschauungen wie eine Sensation. Cornill, der Verfasser der damals verbreitetsten Einleitung, fühlte sich persönlich herausgefordert und schrieb eine Gegenschrift „Zur Einleitung ins Alte Testament", auf die ihm Sellin die Antwort unter demselben Titel nicht schuldig blieb. Diese beiden Streitschriften des Jahres 1912 sind heute noch ein lehrreiches Dokument jener Gärungszeit innerhalb der alttestamentlichen Wissenschaft, die der Schule Wellhausens das Feld, das sie um die Jahrhundertwende fast ganz beherrschte, strittig zu machen begann, indem die Erschließung des Alten Orients und eine neue literargeschichtliche Betrachtungsweise manche Ergebnisse einer virtuos ausgebildeten, aber vielfach überspannten literarkritischen Analyse der alttestamentlichen Bücher in Frage zogen. Allerdings ließ Sellins Neigung, die einzelnen Schriften möglichst hoch zu datieren — ein Erbe aus der Orthodoxie — den rein wissenschaftlichen Gegensatz zwischen älterer und neuerer Methode nicht ganz ungetrübt zur Geltung kommen.

Wenn heute Sellins Einleitung bereits in vierter Auflage vorliegt, so verdankt sie das fraglos nicht bloß dem Umstand, daß Cornill seit 1913 nicht mehr aufgelegt wurde. Lebendige Darstellung des an sich etwas spröden Stoffes und geschickter Wechsel von Groß- und Kleindruck machen sich weit lesbarer, als es Cornill mit all seiner Gründlichkeit gewesen war; und die öfteren Neuauflagen ermöglichen es, mit der Forschung Schritt zu halten und sie selbständig weiterzuführen. Auch dadurch, daß — bei aller Wahrung des Standpunktes im Ganzen — manch unhaltbare Position fallen gelassen wurde, gewann das Buch von Auflage zu Auflage. So leistet es nicht bloß zur Einführung sehr gute Dienste, sondern bedeutet zugleich auch in Manchem eine Förderung und Anregung für die Forschung selber. Der Leser tut freilich gut, im Auge zu behalten, daß die Ansätze für 1. Mose 14, Dekalog, Bundesbuch und manch anderes Stück noch immer wesentlich höher sind, als vielen Fachgenossen gerechtfertigt erscheint.

Einführung in das Alte Testament. Von Johannes Meinhold. Zweite völlig neu bearbeitete Auflage. Gießen, Töpelmann 1926. 350 S. 7.40, geb. 9 M.

Daß diese Einführung innerhalb sieben Jahren schon die zweite Auflage erlebt, zeigt, wie sehr in einem vorhandenen Bedürfnis entgegenkommt. Nicht ein Paukbuch für das Examen will sie ja sein, sondern in geschickter Verflechtung von Einleitung, Geschichte und Theologie die Hauptprobleme der alttestamentlichen Forschung herausarbeiten und den Blick des Lesers auf die großen Hauptsachen richten. Ich wüßte tatsächlich kein anderes Buch, das in gleichem Maße geeignet wäre, ebensowohl den Studenten in dies Gebiet einzuführen wie dem schon im Amte stehenden Theologen es zu ermöglichen, sich rasch über die Fortschritte der Wissenschaft, über die aktuellen Probleme, die neuesten Hilfsmittel zu orientieren. Selbst allgemeine Fragen, ob Kenntnis des Hebräischen für den Theologen notwendig ist, ob das Alte Testament noch zum Christentum gehört, kommen zur Behandlung. Die neue Bearbeitung, die es sich angelegen sein ließ, das Buch auf der Höhe der Forschung zu halten und auch im Einzelnen zu bessern und zu vervollständigen, ist um zwei Bogen gewachsen und gibt nun auch über die neuesten Streitfragen Auskunft, über den Streit um das Deuteronomium, die Sinai-Inschriften, Mowinkels epochemachende Psalmenstudien usw. So kann man dem Buch nur recht viele sorgfältige Leser wünschen.

Einleitung in die Psalmen. Die Gattungen der religiösen Lyrik Israels. Von Hermann Gunkel. (Göttinger Handkommentar zum Alten Testament, Ergänzungsband.) 1. Hälfte. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1928. 176 S. 5.50 M.

Gunkels Psalmenkommentar, der hier 1926 Sp. 291 f. angezeigt wurde und seit einiger Zeit abgeschlossen vorliegt, erschien ohne die übliche „Einleitung", d. h. ohne die Zusammenfassung der Ergebnisse über Komposition, Entstehungszeit, Text- und Auslegungsgeschichte usw. Auch in der nun separat erscheinenden „Einleitung" findet man diese Dinge nur kurz oder in ganz anderen Zusammenhängen behandelt; dafür aber sehr vieles, was man in den Einleitungen der bisherigen Psalmenkommentare vergebens sucht. Und das vermag auch für das verspätete Erscheinen reichlich zu entschädigen.

Zunächst bespricht Gunkel die Schwierigkeiten der Psalmenauslegung, zeigt die Notwendigkeit der Gattungsforschung, ihre Arbeitsweise und ihre Aufgaben. Weiter enthält diese erste Lieferung die Hymnen, die Lieder von Jahwes Thronbesteigung, die Klagelieder des Volkes, die Königslieder — warum diese gerade an dieser Stelle? — und die Klagelieder des Einzelnen. Die Schluß-

lieferung wird die Danklieder, die kleineren Gattungen, die prophetischen Gedichte und Weisheitslieder bringen, sodann die Psalmensammlungen, die Psalmendichtung im ganzen und ihre Zeitansätze besprechen. Das ganze Buch ist so unter den Gesichtspunkt der Gattungsforschung gestellt. Eine bewußte Einseitigkeit, die aber verständlich und berechtigt ist bei dem Manne, der die Gattungsforschung eigentlich in die alttestamentliche Wissenschaft eingeführt, sie speziell auf diesem Gebiete methodisch ausgebaut und eben damit die Erklärung der Psalmen so sehr gefördert hat. So ist das Neue und Besondere an dieser „Einleitung", daß sie eine umfassende Darstellung der einzelnen Psalmengattungen und damit auch der gesamten Psalmendichtung gibt. Aus der Behandlung eines einzelnen Bibelbuches ist damit die Behandlung eines großen Gebietes hebräischer Dichtung geworden, die tief in hebräisches Geistesleben hineinführt.

Wie Gunkel das im Einzelnen macht, sei an dem einen Beispiel des Hymnus (§ 2) kurz veranschaulicht. Zuerst führt er den gesamten Bestand an Hymnen innerhalb des Psalters und außerhalb (in geschichtlichen und prophetischen Büchern, in den Apokryphen usw.) auf. Dann behandelt er eingehend die Formen des Hymnus (die Aufforderung zum Lobpreis, den hymnischen Partizipialstil usw.), seine Aufführung (bei Festen, mit Musik, Tanz usw.), die Religion der Hymnen (Grundstimmungen: Begeisterung, Anbetung, Lob und Preis; Hauptthemata: Jahwes Wohnen und Walten im Himmel, sein Erscheinen in Wetter und Sturm, Feuer und Erdbeben, sein Wirken in der Schöpfung, in der Geschichte, als Schützer des Rechts), ihre Verbindung mit anderen Gattungen; endlich die innere Geschichte der Gattung, die bis in die Anfänge der israelitischen Geschichte zurückreicht (Mirjam- und Deboralied) und ihre Vorläufer schon in der kanaanäischen Kultdichtung gehabt haben muß, in ihrer Vollendung das Volk auf hoher Geistesstufe zeigt und seine Religion in die Reihe der großen antiken Kulturreligionen stellt, in ihren späteren Vertretern zunehmende Lockerung der Formen, Vermischung mit anderen Gattungen, Hervortreten des Ichs des Sängers, zuletzt ein bloßes Nachahmen der alten Muster ohne eigenen Schwung zeigt. All das in steter Vergleichung mit der Hymnendichtung der benachbarten Völker und Kulturen, die nebst viel Gemeinsamem auch höchst charakteristische Unterschiede ergibt, z. B. daß nur in Israel die heilige Geschichte Gegenstand des Hymnus wird, und nur hier die Eschatologie in ihn eindringt. — Als ein Glanzstück sei weiter die Behandlung der Lieder von Jahwes Thronbesteigung (§ 3) genannt: eine eingehende Auseinandersetzung mit Mowinkel und Hans Schmidt, wobei Gunkel ihre kultische Deutung jener Lieder (Beziehung auf das Neujahrsfest) in beschränktem Umfang übernimmt, die eschatologische aber daneben zu Recht bestehen läßt, da prophetischer Geist jene Formen auf die Zukunft übertragen habe. Und endlich die Königslieder (§ 5), auf dem Hintergrund einer glänzenden Schilderung des israelitischen Königtums und seiner Auslandsbeziehungen.

So schreitet diese „Einleitung" über die bloße Zusammenstellung der Einzelergebnisse des Kommentars hinaus zu einer großen Synthese, wie sie nur auf Grund jahrzehntelanger Durchdringung des gesamten Stoffes gegeben werden konnte. Und diese souveräne Beherrschung des Materials bis in die abgelegensten Winkel hinein, diese unendliche Vertrautheit mit all seinen Einzelheiten und Feinheiten, dieses aus vollster Fülle Schöpfen verspürt man namentlich auch dort, wo der Verfasser sich mit den mancherlei neueren Theorien auseinandersetzt, die wohl oft klug und geistreich sind — auch nicht einmal dies! — aber sich nicht in den Gesamttatbestand einfügen. — So bedeutet die „Einleitung" für die alttestamentliche Wissenschaft, aber auch für alle weiteren Kreise, denen am Verständnis der Psalmen gelegen sein muß, kein geringeres Ereignis als der Kommentar selber. Ihrem baldigen Abschluß sieht man mit Spannung und berechtigter Erwartung entgegen.

Das Buch Hiob. Dichterische Übersetzung mit einer Einleitung von Pfarrer L. Schubert. Leipzig, Klein 1927. 113 S. 3.80 M.

Hiob. Das Buch vom Sinn des Leidens. Gekürzt und verdeutscht von Hans Schmidt. Tübingen, Mohr 1927. 54 S. In zweifachigem Druck. Holzschnitt des Einbandes von Fr. Kredel. 3, geb. 5 M.

Immer wieder zieht das alte Hiobbuch mit seinem Ringen um das Warum des Leidens Menschen in seinen Bann. Immer wieder werden neue Versuche gemacht, die gewaltige Dichtung, befreit aus den Banden von Überarbeitung und Textverderbnis, die das Verständnis so sehr erschweren, in möglichst ursprünglicher Gestalt und in einer dem Inhalt angemessenen Form der Gegenwart zugänglich zu machen.

Schubert hat die hebräischen Verse in gereimte Jamben, lebhaftere Partien in Jamben und Anapäste, die gemessenen Worte des Eliphas in Jamben und Alexandriner übertragen, wobei der Zwang zu Reim und bestimmtem Metrum sich doch öfter unangenehm fühlbar macht, so wohlgelungen auch vieles Andere ist. Schmidt gibt in freier Nachdichtung eine bloße Auswahl aus dem ganzen Gedicht, die aber dem Gang des Urtextes folgt. Der Rhythmus ist völlig frei und die Verse sehr gefällig. Ein Nachwort bringt feinsinnige Bemerkungen zur literarischen Form und zu den inhaltlichen Höhepunkten. — Um auch dem Leser einen Vergleich zu ermöglichen, lasse ich 19, 2—6 in beiden Übertragungen folgen. Schubert (S. 74):

> Wär ich doch wie in vorigen Tagen wieder,
> Wie zur Zeit, da Gott mir umschirmt jeden Tritt,
> Seine Leuchte mir strahlte aufs Haupt hernieder
> Und in seinem Licht ich das Dunkel durchschritt!
> Wie ich war noch in meiner Reife Jahren,
> Als mein Zelt unter Gottes Freundschaft stand,
> Als ich noch des Allmächtigen Beistand fand,
> Und rings um mich her meine Kinder waren!
> Als auf Schritt und Tritt mir der Segen zufloß,
> Selbst der Fels Bäche Öls neben mir ergoß!

Schmidt (S. 32):

> Wärs doch mit mir, wie es vor Monden war,
> Wie in den Tagen, da mich Gott behütet,
> Als seine Leuchte strahlte über mir,
> Als meine Buben rings um mich geschart,
> Als ich in Rahm die Füße baden konnte
> Und mir der Fels ergossen Bäche Öls.

Das Büchlein von H. Schmidt wird sich sicherlich leichter Freunde erwerben, da sich seine Verse leichter lesen und gerade die verkürzte Form viel eher einen starken Gesamteindruck ermöglicht. Aber wer von ihm angeregt, nun auch das Ganze kennen lernen möchte, versäume nicht auch zu Schubert zu greifen.

The Minor Prophets in the Freer Collection and the Berlin Fragment of Genesis. By Henry A. Sanders (Univ. of Michigan) and C. Schmidt (Univ. of Berlin). New York, Macmillan Company 1927. 449 S. 4°.

Der unerschöpfliche Reichtum des ägyptischen Bodens an Papyrusschätzen, dem die klassische Philologie und die neutestamentliche Forschung soviel verdanken, kommt hier einmal dem Alten Testament zugut. Große Teile der griechischen Übersetzung der Kleinen Propheten und der Genesis liegen uns vor, nachdem die einzelnen Papyrusfetzen mit unendlicher Mühe und Sorgfalt voneinander gelöst, in richtiger Ordnung zusammengesetzt und gelesen worden, sachkundig bearbeitet und mit Einleitung und Anmerkung wohl versehen, auch in prächtiger Ausstattung (7 Tafeln mit Photographien von Textproben) — ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Septuaginta, auf den aber hier näher einzugehen sich erübrigt.

Die palästinensisch-arabische Dichtung und die weltliche hebräische Poesie. Von Heinrich Johannsen. (Sonderdruck aus der Festgabe für Adolf Schlatter „Vom Dienst an Theologie und Kirche".) Berlin, Furche-Verlag 1927. 25 S. 1.20 M.

Teils aus eigener Kenntnis des heiligen Landes, teils auf Grund der Forschung der letzten Jahrzehnte macht dies Schriftchen anschaulich, in welchem Maße die im Alten und Neuen Testament verstreut erhaltenen Reste der weltlichen Dichtung der Hebräer erst auf dem Hintergrund der vielfach überraschend ähnlichen modern-arabischen Lieder aus Palästina Leben und Farbe gewinnen. Die Modernisierung Palästinas, die sich seit dem Weltkrieg und der intensiven zionistischen Besiedelung mit Riesenschritten vollzieht und den Zusammenhang mit dem Land der Bibel mehr und mehr verschwinden läßt, macht es doppelt nötig, früher Gesammeltes und Beobachtetes auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Palästinajahrbuch des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem. Im Auftrag des Stiftungsvorstandes herausgegeben von Albrecht Alt. 23. Jahrgang 1927. Berlin, Mittler u. Sohn 1927. 1 Textskizze, 1 Karte, 9 Abbildungen. 132 S. 4.75, geb. 6 M. *).

A. Alt, in Nachfolge von G. Dalman nun mit der Herausgabe des Jahrbuches betraut, berichtet über das Palästina-Institut und den unter seiner Leitung stattfindenden alljährlichen Lehrkurs, an dem neben einigen Ausländern 10 deutsche Gelehrte und Pfarrer, zum Teil von ihren Kirchenregierungen entsandt, teilnahmen. Zu einem überaus inhaltreichen Aufsatz behandelt Johannes Hempel (Greifswald) das Problem der westlichen Kultureinflüsse auf Palästina, deren Bedeutung für die vor- und frühisraelitische Zeit die neuere archäologische Forschung deutlich erkennen läßt. Den letzten verzweifelten Freiheitskampf der Juden gegen das übermächtige Römerreich, den Aufstand des Barkochba, schildert Strathmann (Erlangen). Den Beschluß machen ein paar bei palästinischen Bauernfrauen gesammelte Erzählungen, die für den Geist dieser Leute sehr bezeichnend sind. So bietet auch dieser Band des Jahrbuches wieder viel des Lehrreichen.

Gressmann Memorial Number. The Jewish Institute Quarterly Vol. III, Number 4, May 1927.

Das „Jüdische Institut für Religion" in New York, das Greßmann zu jener Vortragsreise über den Atlantischen Ozean hinüber eingeladen hatte, von der er nicht mehr zurückkehren sollte (CW 1927. Sp. 458 f.), hat dies Heft seiner Zeitschrift seinem Andenken gewidmet. Es enthält die Ansprache, die Greßmann bei einem ihm zu Ehren stattfindenden Abendessen hielt, und zwei Nachrufe auf ihn, den einen von Stephan Wise, dem Vorsitzenden jenes Instituts, den andern von Julius A. Bewer, seinem Fachgenossen vom Union Theological Seminary. Diese Nachrufe gelten ebenso sehr wie dem großen Gelehrten dem Menschen, dessen Geist für alles Neue, nicht zuletzt auch für die Eindrücke der Neuen Welt, offen war und der es für seine christliche und wissenschaftliche Pflicht

*) Soeben erschien Jahrgang 24 zu gleichem Preise.

hielt, die Schranken der Religionen und Nationen zu überbrücken. — Die übrigen Aufsätze, die mit Greßmann nichts zu tun haben, geben interessante Einblicke in das Denken des geistigen Judentums Nordamerikas.

Die Religion des Judentums im späthellenistischen Zeitalter. Verfaßt von Wilhelm Bousset. In dritter verbesserter Auflage herausgegeben von Hugo Greßmann. Tübingen, J. C. B. Mohr 1926. 576 S. 15, geb. 16.50 M.

Das „späthellenistische Zeitalter", die beiden letzten vorchristlichen Jahrhunderte, das ist die Periode, in der die jüngsten Bestandteile des Alten Testaments entstanden und das Ganze sich zum Buch abrundete, in der die nachkanonische Literatur der „Apokryphen" und „Pseudepigraphen" blühte, die Zeit, die dem Auftreten Jesu und der Entstehung des Christentums unmittelbar vorangeht, die Zeit also, die zwischen Altem und Neuem Testamente liegt und die beiden verbindet. — Damit dürfte zur Genüge angedeutet sein, warum gerade diese Periode des Judentums auch für uns so ungeheuer bedeutsam ist.

Als 1903 die erste Auflage von Wilhelm Boussets Buch erschien, machte es berechtigtes Aufsehen als die erste, zugleich umfassende und großzügige Darstellung, die mit dem sicheren Blick des Historikers die entscheidenden Strömungen des damaligen Judentums, den Zusammenhang mit den voranliegenden Stufen der israelitisch-jüdischen Religion und anderseits das Neue dieser Periode, vor allem in der Einwirkung der großen Nachbarreligionen, aufzeigte. Schon 1906 folgte eine zweite Auflage, die einen großen Fortschritt bedeutete. Und wenn das Buch jetzt zum drittenmal hinausgeht, fünf Jahre nach dem Tod des Verfassers, so ist das wiederum ein Zeugnis seines bleibenden Wertes. Die neue Auflage hätte auch in keine besseren Hände gelegt werden können als in diejenigen Greßmanns, der ebenfalls über große Kenntnisse auf diesem Gebiete verfügte und einen scharfen Blick für die großen religionsgeschichtlichen Zusammenhänge besaß. Dafür aber, daß er dem Buch seinen Charakter möglichst gewahrt und sich damit begnügt hat, Ergebnisse, Problemstellungen und Literatur seit 1906 einzuarbeiten, wissen wir ihm besonderen Dank.

Gießen Walter Baumgartner

Weitere Bücher und Schriften

Apophthegmata. Studien zur Geschichte des ältesten Mönchtums. Von Wilhelm Bousset, weiland Professor der Theologie in Gießen. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Theodor Hermann und Gustav Krüger. Tübingen, J. C. B. Mohr 1923. 341 S. 12, geb. 14 M.

Im Anschluß an die vorige Besprechung soll hier endlich auch des nachgelassenen Werkes Wilhelm Boussets gedacht sein. Zwar wird der gelehrte Charakter dieses Werkes der Spezialforschung dem Buche kaum viele Leser aus dem Leserkreise der Christlichen Welt zuführen; aber es wird diesem Kreise wichtig sein, über das letzte große Werk Boussets etwas zu erfahren, das die Treue der Freunde der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Es zeigt nicht nur aufs neue, ein wie umfassendes Gebiet der Geist des Verfassers umspannte, sondern auch, wie er sich auf solchem Gebiet den Weg durch mühseligste und sorgfältigste Einzeluntersuchungen bahnte. Der „Kyrios Christos" bewies schon, daß Bousset das Gebiet, das herkömmlich als das der Dogmengeschichte bezeichnet wird, mit neuen Fragestellungen und Erkenntnissen durchdrang. Er hatte einst in den „Hauptproblemen der Gnosis" (1907) die alte Auffassung von der gnostischen Bewegung bekämpft, die sie auffaßte als einen gewaltsamen Prozeß, in dem griechisch-philosophische Spekulation sich der christlichen Tradition bemächtigt. Er hatte demgegenüber die Gnosis als eine viel umfassendere religionsgeschichtliche Bewegung verstehen gelehrt, in der alte orientalische Mythologie und Frömmigkeit in den Westen dringt, als eine Bewegung, in der die christlich-kirchliche Gnosis nur eine Etappe ist. Er hatte dann im „Kyrios Christos" (1913, 2. Auflage 1921) die älteste Geschichte der Christologie als den Exponent des Christuskults und der Christusfrömmigkeit begriffen und hatte diese wiederum in großen religionsgeschichtlichen Zusammenhängen zu verstehen gesucht. Hier, in diesem nachgelassenen Werke, handelt es sich um die Geschichte des ältesten christlichen Mönchtums. Es sind Vorarbeiten, drei große literarische Untersuchungen, die die Verhältnisse der Quellen klären sollen, auf denen eine Darstellung der Geschichte des ältesten Mönchtums beruhen muß.

Der dritte Abschnitt, „Euagriosstudien", zeigt, wie der um 400 gestorbene und später als Ketzer verurteilte Mönchsschriftsteller Euagrios durchgehends von Origenes abhängig ist; ein Nachweis, der zugleich für bestimmte Fragen der Euagriostradition bedeutsam ist.

Die zweite Untersuchung hat die Vita des Pachomius, des Begründers des koinobitischen (klösterlichen) Mönchtums in Ägypten, zum Thema und sucht das Verhältnis und den Wert der einzelnen Zweige der Überlieferung ins Reine zu bringen. Dabei erweist sich die paradigmatische Bedeutung dieser Überlieferungsgeschichte. „Wir sehen ... tief in den Vorgang hinein, wie in einer frommen Gemeinde als deren heiligster Besitz die Vita ihres religiösen Helden entsteht." Die einzelnen Etappen dieses Vorgangs lassen sich beobachten: wie zunächst einzelne merkwürdige Geschichten in der mündlichen Überlieferung festgehalten und von den „Alten" weitergegeben werden; wie dann die mündliche Überlieferung allmählich schriftlich fixiert wird, wobei verwandte Stücke zusammengestellt werden; wie dann auf Grund solcher fragmentarischer Aufzeichnungen und unter Heranziehung der noch lebendigen mündlichen Tradition ein wirklicher literarischer Bios (Lebensbeschreibung) entsteht, und zwar unter dem Einfluß griechischen Geistes, griechischer literarischer Formtendenzen, und wie damit der Enthusiasmus zurückgedrängt wird und kirchliche Tendenzen den Stoff gestalten. Man sieht: es ist ein ähnlicher Prozeß wie die Entstehungsgeschichte der Evangelien; zu dieser bildet die Geschichte der Pachomiusüberlieferung auch insofern eine Parallele, als der zuerst einmal geschaffene Bios den Aufriß der folgenden Darstellungen bestimmt wie in der Evangelienliteratur das Markusevangelium.

Vielleicht das Interessanteste aber ist der erste und größte Abschnitt über die Textüberlieferung und den Charakter der **Apophthegmata Patrum.** Diese sind Sammlungen einzelner Anekdoten und Aussprüche aus dem ältesten sketischen (unterägyptischen) Mönchtum, Sammlungen, die neben den ältesten Darstellungen von Mönchsviten existiert haben. Während diese Viten literarisch geformt und subjektiv gefärbt sind, gibt der älteste Bestand der Apophthegmata einen unmittelbaren Einblick in das älteste anachoretische Mönchsleben Ägyptens, also in das Mönchtum, das noch nicht die Form des durch Pachomius begründeten Klosterlebens gewonnen hatte. Die Überlieferung der Apophthegmata liegt in zahlreichen, nur zum Teil gedruckten Handschriften vor, in griechischer und lateinischer, koptischer und syrischer Sprache und noch in anderen dazu. Bousset hat die mühevolle Arbeit unternommen, für eine Entwirrung dieser verschlungenen Tradition den Grund zu legen. Man kommt bei der Analyse auf eine umfangreiche Sammlung, die wohl aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts stammt und den andern Sammlungen zu Grunde liegt. Aber außer ihr lassen sich noch Spuren kleiner und älterer Sammlungen nachweisen, die bis gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts reichen.

Auch hier bietet die Entstehungsgeschichte, in die die Analyse den Blick eröffnet, eine charakteristische Parallele zur Entstehung der Evangelienliteratur. Die mündliche Überlieferung steht am Anfang. In ihr werden kleine Einzelanekdoten, Aussprüche, Gleichnisse weitergegeben. Dabei ist es besonders lehrreich zu sehen, wie die Hochschätzung des Wortes und die Zähigkeit der Logientradition in dem Glauben an die Inspiration des Redenden begründet ist, und wie die Wundergeschichten (außer den Dämonen-Austreibungen) durchweg als ein sekundäres Element hinzugekommen sind; ebenso natürlich die dogmatisch interessierten Stücke. Die pneumatische Art dieses Mönchtums ist durch ihren Gegensatz zur Kultur, vor allem zur wissenschaftlichen Bildung charakterisiert, und dazu gehört hier auch die Verachtung des Schriftstudiums und der Dogmatik. Das inspirierte Wort des Pneumatikers ist wertvoller als das Schriftwort. „Wenn du nicht schweigen kannst, so rede lieber mit den Worten der Alten als mit einem Schriftwort; denn das ist keine geringe Gefahr" lautet ein Ausspruch. Ein anderer: „Über den Glauben zu reden und Glaubenslehren zu studieren, trocknet die Herzen aus; aber die Lebensläufe und die Worte der Alten erleuchten die Seele."

Wie in die evangelische Überlieferung dringen auch hier allmählich Wandergeschichten ein, verbreitete orientalische Parabel- und Märchenmotive und Wunderlegenden. Später kommt es dann zum eigentlichen Bios; aber die Bedeutung der Apophthegmata liegt gerade darin, daß sie uns die Entstehung und Geschichte der ersten, noch unliterarischen Überlieferung so anschaulich sehen lassen.

Dankbar schöpft der Forscher reiche Belehrung aus diesem nachgelassenen Werk, und mit dem Dank verbindet sich aufs neue der Schmerz, daß der Verfasser so früh aus seiner Arbeit und von uns scheiden mußte. Rudolf Bultmann

Stufen der Lebensgestaltung. Von Friedrich Franz von Unruh. Hamburg-Bergedorf, Fackelreiterverlag 1928. 149 S. 2.50 M.

Friedrich Franz von Unruh, seltener genannt als der Dichter des „Geschlechts" und des „Platz", aber mit ähnlicher Inbrunst wie dieser um den neuen Menschen ringend, schrieb vor einiger Zeit ein flammendes Bekenntnis zu Werk und Persönlichkeit seines berühmten Bruders. Diesem Buche, das zugleich eine rücksichtslose Absage an die eigennützige Verlogenheit der zeitgenössischen „Kultur" ist, hat er den passenden Titel „Gesinnung" gegeben. Das Werkchen ist soeben in zweiter Auflage — 6. bis 8. Tausend — im Fackelreiterverlag, Hamburg, erschienen. (1.50 M.)

Vorzugsweise um seiner wahrhaftigen und mutigen sucherischen Gesinnung willen verdient auch sein neues Buch „Stufen der Lebensgestaltung" unser Aufmerken. Es erweckt hohe Achtung und zuzeiten beinahe etwas wie Rührung, zu sehen, mit welchem unbeirrten Ernst dieser ehemalige Offizier, dem gelehrte Bildung von Haus aus nicht zu eigen ist, der aber von jeher nach Bildung der eigenen Seele strebt, die Gipfel der europäischen Geisteswelt bestürmt, um ihnen die Offenbarung eines besseren, adligeren Menschentums zu entreißen.

Er glaubt an eine durch die Jahrhunderte der Geschichte hindurch fortschreitende Höherentwicklung des menschlichen Ethos; die Metanoia der Menschheit, die der Täufer predigte, verwirk-

licht sich ihm als ein langsamer kulturhistorischer Prozeß. So errichtet er einen Stufenbau: aus dem Ethos Dantes, Michelangelos, Luthers, Shakespeares, Goethes, Hölderlins und Nietzsches. Den krönenden Abschluß bildet, wie in dem vorgenannten Werke, das Ethos des Dichterphilosophen Fritz von Unruh.

Den ersten Schritt der europäischen Menschheit in die Richtung einer Erneuerung von Grund auf sieht Unruh in dem Werke Dantes: die Commedia ist ihm die wegweisende Vision einer dereinst die gesamte Menschheit ergreifenden Läuterung von der „Ichbezogenheit" (Spitteler) und einer Verklärung der Welt durch das Geflirn der Liebe. Michelangelo, sagt Unruh weiter, gestalte die Vision des neuen Menschen im Bilde (Weltgericht); Luther sei im Anfang seiner Tat im Begriff, das vom Dichter geahnte und vom Künstler dargestellte Ur- und Vorbild des Menschen im eigenen Wesen zu verwirklichen. Diese seine eigentliche Sendung, die er später verleugnet habe — Abkehr vom mittelalterlich-kirchlichen Menschentum, Aufhebung des Gegensatzes zwischen sündigem Fleisch und willigem Geist in der menschlichen Seele — gehe auf Shakespeare über. Dessen Schau des Lebens, herkömmlicher kirchlicher Einstellung ganz entrückt, sei eine einzige Fanfare des endlichen Sieges menschgewordener Güte und Einsicht (Wintermärchen, Sturm) und stelle vor allem die Ursprünglichkeit des bis dahin dogmatisch gebundenen Gewissens wieder her (Lear). Was Shakespeare auf der Bühne gestaltet habe, versuche Goethe zu leben. Goethes Leben und Werk: Formung des eigenen Wesens unter Antrieb ewiger lebendiger Liebe. Letzten Lebenssinn aber habe Goethe, „von Dingen unbedingt bedingt" (Burte), nicht gefunden. Hölderlin, größer Liebender wie Goethe, aber an eine Frau hingegeben, erfasse in der Geliebten den Halt der Welt und setze, in solchem Gottgefühl verwurzelt, an die Stelle alter Religion ahndevoll eine durch den Kitt der „Herzenskraft" vermittelte neue Bindung (religio). Und endlich reiße Nietzsche der europäischen Welt den heuchelhüllenden Domino vom vermorschten Leibe und arbeite dem Werke Fritzens von Unruh vor, das nun in klarer Einsicht das Gesetz des Lebens auf Liebe gründe.

Eine Kritik hierüber schreiben hieße ein neues Buch über das gleiche Thema abfassen. Es ist nicht anzunehmen, daß Unruhs Darstellung den Anspruch erhebt, Abschließendes über die Lebenshaltung des neuen Menschen zu sagen. So viel Richtiges und Wahres auf allen möglichen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens sie feststellt und bestätigt, liegt ihre Bedeutung doch nicht in der Vermittlung solcher objektiven Erkenntnisse. Die Schrift ist vielmehr ein Symptom des Verlangens neben manchen andern, in dem Chaos der Gegenwart endlich ein Zentrum des Seins zu entdecken, von dem aus eine vom eigenen Gewissen ehrlich bejahte, bedenkenlose Lebensgestaltung geschehen könne. In diesem Sinne ist die Schrift ein ungemein sympathisches Dokument persönlichen Strebens voll der mannigfachsten Anregungen für Leser von grundsätzlich verwandter Einstellung.

Die Entdeckungsreise nach dem Pol des Daseins in der Art, wie sie Unruh vornimmt, ist natürlich nicht die einzig mögliche. Vielleicht ist sie sogar ein Umweg; aber Jeder muß den ihm besonders gewiesenen Weg gehen, selbst dann, wenn dieser zuzeiten gewisse wesentliche Dinge der Sicht verbirgt.

Unruhs Schrift fehlt z. B. der unbeirrte Blick auf den Christus. Unruh scheint von der künstlerisch und zeitgeschichtlich zweifellos hochbedeutsamen Dichtung seines Bruders, die ihn in den seelischen Nöten des Kriegserlebens zur Klarheit führte, in einer beinahe suggestiv zu nennenden Weise gefesselt zu sein. So kommt es, daß er übersieht, daß das Beste am Werke Fritzens von Unruh — wenn auch ungewollt und ungewußt — urtümlich christlichen Charakter trägt. Aber Friedrich Franz von Unruh umgeht den Christ immer von neuem forschend und fragend. So besteht die Hoffnung, daß er bei seiner unbedingten Wahrhaftigkeit in seinem nächsten Werke zu vollem Verständnis des Christs vorgedrungen sein wird, daß er ihn alsdann „kennt".

G H Neuendorff

Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot in Geschichte und Gegenwart. Von Egmont Zechlin. Berlin W 8, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte 1926. 75 S. 3 M.

Das Häßlichste und Unwürdigste im Streit der Parteien ist das Reden oder gar Schimpfen ohne Sachkenntnis. Die Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Berlin W. 8 ist durch das von ihr herausgegebene Archiv für Politik und Geschichte sowie durch Einzelschriften in dankenswerter Weise eifrig bemüht, uns zu einem politisch und sachlich denkenden Volk zu erziehen. Vorliegende Schrift erschien, als der unselige Flaggenstreit durch die Verordnung unter Luther über das Beflaggen der an der See gelegenen deutschen Missionen aufs neue entflammt war.

Wer sachliche Belehrung sucht, greife zu dieser Schrift! Die Geschichte von Schwarz-Rot-Gold reicht weiter zurück und ist seit 1919 verschiedenlich dargestellt. Die Geschichte von Schwarz-Weiß-Rot hier ist das wesentlich Neue. Wie kam es, daß 1919 die alten Farben nicht allgemein durchdrangen? Warum hatte Bismarck sie nicht eingeführt? Hatte er doch der Demokratie das sachlich wichtigere Zugeständnis des allgemeinen Wahlrechts gemacht! Es wird deutlich, wie er, abgesehen von persönlicher Zu- oder Abneigung, 1866 aus außerpolitischen Gründen und gegenüber seinem Herrn dies nicht erreichte. Das Wesen seiner Staatskunst wird dabei aufs neue deutlich. Wie kam zu dem preußischen Schwarz-Weiß das Rot? Man muß dies und was sonst alles damit zusammenhängt, z. B. über den Sinn der Kaiserstandarte, selbst nachlesen und wird es wohltuend empfinden, unterrichtet zu werden. Nicht genug gewürdigt ist das ideale Moment, das einst bei den Lützowern und das 1919 bei der Neueinführung der alten Farben mitsprach. Doch kommt auch der Verfasser zu dem Ergebnis, daß beide Farben nationale Ehrenzeichen sind und beide unsere höchste Achtung verdienen.

Gottfried Schüler

Warum haben wir den Krieg verloren? 1925. 2 M. — **Unsere Niederlage im Weltkriege.** 1925. 2.50 M. — **Die Heerführer Deutschlands und der Alkohol im Kriege.** 1927. 30 Pfg. — Drei Schriften von Hans Schmidt. Hamburg, Neuland-Verlag.

Es wäre erwünscht, wenn diese drei Hefte von jedem Volkserzieher gelesen würden. Reichswehrminister Geßler hatte Professor D. Schmidt den Rat erteilt, seine Arbeit durch das Reichsarchiv nachprüfen zu lassen. Dieser Aufforderung des Reichswehrministers ist Professor Schmidt nachgekommen, und die Akten des Reichsarchives haben das Bild, das er in früheren Schriften gezeigt hatte, durchaus bestätigt.

Der Eindruck, den man aus diesen drei Schriften erhält, ist so niederschmetternd, daß Ludendorff, welcher drei Briefe an den Verfasser geschrieben hat, in seinem letzten Briefe die Frage aufwirft: „Warum werden alle diese Fragen nicht auf den Universitäten behandelt und gelesen? Es ist das Wichtigste, das wir haben, und ist doch wirklich nicht Parteisache. Wo sind die berufenen Führer der Jugend?" Im gleichen Briefe bedauert Ludendorff des Weiteren, daß es an einem geschlossenen Kreise von Propagandisten fehle, um auf die Schäden des Alkohols hinzuweisen. Immer wieder müßte dasselbe unserem Volke gesagt werden, sonst geht es in ein Ohr herein und aus dem anderen wieder heraus. Und der bekannte Reformarzt Dr. Buchinger weist darauf hin: „daß die von hohem sittlichen Ernst durchdrungenen Schriften von Dr. Schmidt nach vorwärts weisen: Neubau ohne Wein-Geist, Entsumpfung des Neubau-Geländes".

Karl Strünckmann

Das Christentum als Religion, als Sittlichkeit, als Weltanschauung. Von D. Julius Kaftan. Schleswig, Julius Bergas 1927. 143 S. 4.20 M.

Kaftan gibt eine Darstellung des Christentums, seines inneren Gehaltes und seiner Erscheinungsweise. In der Form echter Apologetik legt er die Schwächen der christentumsfeindlichen Position bloß, woraus sich die eigene herausschält. So mag das Buch seinen Zweck erfüllen, Suchenden und Zweifelnden unter den Gebildeten Anstöße intellektueller Art beseitigen zu helfen. Es würde diesem Zweck aber noch erheblich besser dienen, wenn Kaftan nicht vom betonten Standpunkt der „Christusgläubigen" aus ständig temperamentvolle Angriffe gegen die „kritische Theologie" unternähme, wobei teils offene Türen eingerannt werden, teils bei der gegenwärtigen theologischen Lage die Aktualität entfällt. Zahlreiche Ansichten des Verfassers (Jungfrauengeburt, Wunder, Wort Gottes, Krieg) werden auch bei denen Widerspruch erwecken, die sich nicht zur „kritischen Theologie" rechnen.

Hans Steubing

Verschiedenes

Zu Spalte 1032: Von der Sammlung Bauern und Helden ist eine ganze Reihe Bände erschienen, im Preise von 2.50 bis 6.80 M. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 36. Man lasse sich den Prospekt kommen.

Ein Wort über Eisenach-Augustusburg-Basel folgt noch.

Ein Bericht über Budapest-Debreczin kommt nicht, da unserm Berichterstatter zugemutet wurde, auf „lutherisches Ehrenwort" nur das zu berichten, was der offizielle Bericht bringt. Wir müssen also auf diesen offiziellen Bericht verweisen. D H

Versammlungskalender

4.—7. November Deutscher Verein gegen Alkoholismus Münster i. W.

Verantwortlich: Mag. Theol. Hans Schimmelpfeng, Ph. D., Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 43: Sinnbilder (Wintermann). 30. Deutscher Protestantentag (Bourquin). Ein unmöglicher Kirchenstreit. Sah einen Nachen gleiten (E. W. Schmidt). Ein Baum (Jungnickel). Von gestern usw. (Zum Konkordat. Neue Parteibildung? Augustusburg u. a.). Büchertisch.
Inhalt Nr. 44: Dienste (Bourquin). Renaissance und Reformation (W. Sch.). Prot. Kirche und Frauenwelt I (Hilschenz). Der Kampf um das Konkordat. Badischer Brief I (Goldschmit). Die Weisheit einer Uhr (Jungnickel). Zweiter Theologentag (Baer). Von gestern und heute (Ein katholisches Urteil über die Hochkirche; D. Schneemelcher †). Büchertisch.

Soeben sind erschienen

Das proletarische Schicksal

Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart

Von **Hans Mühle**

Mit Bildern von Käthe Kollwitz, Frans Masereel, Rudolf Schiestl — Ganzleinen fünf Mark

Aus der namenlosen Tiefe des Volkes steigen in einer Auswahl von 25 Arbeiterdichtern die stärksten Kräfte dichterischer Gestaltung hervor und geben alle ein erschütterndes Bekenntnis: „So bist du, Proletariat, mein Schicksal." Mit unerbittlicher Wahrheitstreue ist hier das eigene Schicksal zur Dichtung geformt. Der Arbeiter selbst spricht in 12 verschiedenen Lebenskreisen zu uns von allem, was ihn zu tiefst bewegt. Die zumeist aus unmittelbarer Verbindung mit den Dichtern erwachsenen Lebensskizzen erhöhen den Wert dieser ersten umfassenden Sammlung, denn selten ist Dichtung und Lebensschicksal so eins wie hier.

Der Gral

Ein Born der Erkenntnis aus Büchern der Weisheit

Herausgegeben von **Emy Pischel**

Ganzleinen fünf Mark

Ein Führer und Wegweiser zur eigenen Persönlichkeit. Wertvollstes und bestes Gut aus Poesie und Prosa ist hier nach großen Gesichtspunkten zusammengestellt. Es entstand ein Buch, das man in Stunden inneren Erlebens, in Zweifeln und Kämpfen aufschlägt, und das wie die Stimme eines erfahrenen Freundes zu uns spricht. Ein Geschenkwerk auch für die reifere Jugend, nach dem diese Jugend wirklich gern greifen wird. Ein bitter notwendiges Gegengewicht gegen die Verflachung unserer Tage.

Das Buch der Stunde

Ein Ruf für jeden Tag des Jahres aus allen Religionen und aus der Dichtung

Gesammelt von

Paul Eberhardt †

Vierte, veränderte Auflage. Ganzleinen sechs Mark

In diesem Buch ertönen die Stimmen all derer, die größere Menschen waren als wir Kleinen, Bedrückten, weil sie frömmer und tiefer waren als wir. Wie sollte ein Buch nicht heben, stärken, emporreißen und beglücken können, in dem eine so erlauchte Priesterschar zu Worte kommt? Der wahrhaft religiöse Mensch, dem Religion kein bloßes Dogma und keinerlei Wissensfrage ist, kann an diesem „weltlichen Andachtsbuch" groß werden.

Das deutsche Weihnachtsbüchlein

Dritte veränderte Auflage. Kartoniert zwei Mark

Eine Neuausgabe dieses weitverbreiteten Hausbüchleins, das in seinen früheren Auflagen schon viel Segen stiften durfte. In den vier Abschnitten: Die Geburt, Erlebte Weihnachten, Erzählte Weihnachten, Weihnachtsgedanken spricht die Frohe Botschaft der Christenheit zu uns. Alte und neue Zeit begegnen sich im Erlebnis des Weihnachtswunders. Die neue Ausgabe bringt u. a. Originalbeiträge von Joseph Wittig, Helene Christaller, Hans Christoph Kaergel, Karl Röttger, Friedrich Schnack. — **Eine feine Weihnachtsgabe. Stoff für Weihnachtsfeiern zum Vortrag, in der Familie zum Vorlesen.**

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Bekanntmachung.

Das von der hiesigen Stadtgemeinde zum bleibenden Gedächtnis der Einführung der Kirchenreformation in der Stadt Berlin gestiftete evangelische Säkularstipendium soll vom 2. November 1928 ab auf 2 Jahre mit 900 Rm. jährlich an einen im preußischen Staate geborenen und zur Zeit seiner Bewerbung diesem angehörenden Kandidaten der Theologie verliehen werden, der das triennium academicum bereits vollendet und die Universität nicht seit längerer Zeit als seit Michaelis 1926 verlassen hat.

Indem wir auf das Statut, das im Büro für Volks- und höhere Schulen, Berlin, Stadthaus Zimmer 157, zur Einsicht bereit liegt, verweisen, fordern wir die Bewerber um dieses Stipendium auf, spätestens

bis zum 15. Dezember d. Js.

unter Einreichung ihrer Zeugnisse, insbesondere

1. des Abiturienten-Prüfungszeugnisses,
2. des Universitäts-Abgangszeugnisses,
3. des Zeugnisses über die bestandene Prüfung pro licentia concionandi,
4. des Diploms über die von dem Kandidaten bei einer preußischen Universität rite erworbene philosophische Doktorwürde nebst einem Exemplar der Doktordissertation

ihre Meldung in unserem vorgenannten Büro, Berlin, Stadthaus, Zimmer 157 abzugeben.

Berlin, den 2. November 1928.

Kuratorium für das evangelische Säkular-Stipendium.

E. Lohmann. „Und die Kirche?"

Professor F. W. Schwager schreibt im „Kirchenboten": „Die Schrift („Und die Kirche?") über das Wesen der Kirche ist so trefflich gelungen, daß wir wünschen möchten, Lohmann hätte eingehender über sein wichtiges Thema geschrieben. Sie gehört zu den aktuellen Schriften, die jeder Geistliche gelesen haben sollte."

Kulturelle Verlagsgesellschaft, Berlin SW. 19, Beuthstraße 19.
Steifbroschur Mk. 2.—, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

E. Lohmann. „Die Kirche der Armen."

Zweite umgearbeitete Auflage.

Arthur Brausewetter schreibt in der „Täglichen Rundschau": Lohmanns „Kirche der Armen" ist ein tiefernstes, zum Nachdenken rufendes Buch, das nicht ungelesen verhallen sollte. Forderungen, die an Sören Kierkegaard und Ibsens „Brand" erinnern und die Frage aufwerfen, die bei einer ähnlichen Forderung ihres Meisters die Jünger taten: „Ja, wer kann denn selig werden?" Und doch: Wie gut, daß solche Forderungen mit allem Nachdruck und Gewissensernst in einer Zeit erhoben werden, die auf dem Gebiet des evangelischen Glaubens sehr leichte und laxe Auffassungen hat!

Kulturelle Verlagsgesellschaft, Berlin SW. 19, Beuthstraße 19.
Preis Mk. 2.40.

E. Lohmann. „Untergang oder Rettung?"

D. Füllkrug, Direktor des Zentralausschusses für innere Mission schreibt: „Ein echter Lohmann, vulkanisch, modern, neu, Gewissen anpackend, aber auch ungemein reichhaltig, eine Fülle von neuen Bildern und Geschichten zu Evangelisationsansprachen enthaltend, trifft das Büchlein tatsächlich den Nagel auf den Kopf."

Der Dichter Gustav Schüler schreibt über das Buch: „Wie eine schießende Flamme geht dies Buch über die Verwölkung unserer Tage. Grell werden die Verwilderungen in seine Blitze hineingerissen. Ein erschütternder Rufer! Daß es noch Zeit zur Umkehr wäre!"

Kulturelle Verlagsgesellschaft, Berlin SW. 19, Beuthstraße 19.
In Streifbroschur Mk. 1.60.

E. Lohmann. „Wie der Apostel schreibt."

Einige Grundbegriffe apostolischer Heilsverkündigung.

Pflugschar-Verlag, Kassel.
Preis des Buches Mk. 2.—.

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur. O.II.R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex
Latinum, Graecum, Hebraicum,
Physikalisch-chem. Laboratorium.

Für jeden Tag zwei Bibelworte:

Losungen u. Lehrtexte der Brüdergemeine 1929

geheftet —.80 Pfg.,
gebunden RM. 1.—,
in Ganzleinen RM. 1.60,
mit Schreibpapier durchschossen RM. 2.50,
mit Goldschnitt RM. 2.—
und RM. 2.80 (durchschossen).

Durch jede Buchhandlg. zu beziehen.

Verlag der Unitätsbuchhandlg. Gnadau (Bez. Magdeburg).

Alte Wollsachen

werden zu schön., dauerh. Herr. und Damenstoffen, Schlafdecken, Bettvorl. und Läuferstoff., Pferdedecken u. Fenster-Wollfries billigst verarbeit. und eingetauscht. Verlang. Sie Muster u. Preise von der **Moseltaler Wollweberei Enkirch (Mosel) 59.**

Honig

keine Zuckerfütterung, naturrein, unverfälscht, von hervorragender Güte, Blüten-Honig M. 10.—, Heide-Honig M. 12.75 die 10 Pfd.-Dose franko, Nachnahme 30 Pf. mehr. Verbürgte Rücknahme bei Nichtgefall.

Heidehof Brock,
Honig-Versd., **Post Soltau 3.**
(Lüneburg. Heide) Postscheck Hannover 57893.

ALARM
des
HERZENS
von Hans W. Jannasch
Mitarbeiter der Soz. Arbeits-Gem. Siegmund-Schultzes

Wie sieht es in jener proletarischen Jugend aus, die noch nicht von der Partei-Maschine erfaßt ist?

Tatsachen-Material aus dem Leben mit ihr (In der Kaschemme. Wer trägt die Schuld? Die Entwurzelten. Der Knabenklub u. a.)

Kart. M. 2.40 Leinen M. 3.60

Verlag Gerhard Merian, Stuttgart-Degerloch-A.

Reizende Neuheiten in Spielwaren · Christbaumschmuck · Uhren · Ledertaschen Musikinstrumenten · Hausgeräten u. s. w. Reichhalt. Weihnachtskatalog gratis u. franko.
Burgsmüller-Betriebe, Kreiensen W. Nr. 343

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen

(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Evangelischer Diakonieverein E.V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Beste
deutsche
Bezugsquelle.

Billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. **graue,** geschlissene M. 0.80 und 1.—, **halbweiße** M. 1.20, **weiße,** flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, **Herrschaftsschleiß** M. 4.—, bester **Halbflaum** M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. **Rupffedern** M. 2.20, 2.80 und 3.25, **Flaumrupf** M. 3.80 und 4.80, **Daunen** grau M. 4.— und 5.—, **Daunen** weiß M. 7.—, 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an auch postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut Erstes Bettfederngroßhaus **Deschenitz 70** Böhmerwald.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 17. November

Dieser Nummer liegen Prospekte der Firmen **Furche-Verlag G. m. b. H., Berlin, D. Gundert Verlag, Stuttgart,** und **Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen,** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.